

Hefte aus Burgscheidungen

**Schriftsteller
christlichen Glaubens
im antifaschistischen Widerstand**



195

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

Von den bisher erschienenen Titeln der Reihe „Hefte aus Burgscheidungen“ sind noch folgende Nummern lieferbar: _____

- 33 Dr. Bohuslav Pospisil: Die Prager Christliche Friedenskonferenz
- 52 Vom Glauben zum Bekenntnis – Aus der Arbeit des Gesamtstaatlichen Friedensausschusses der katholischen Geistlichkeit in der CSSR
- 54 Amedeo Molnár: Johannes Hus, der Wahrheitsverteidiger
- 57 Die Bewegung nationaler Christen in Indien (The Indian National Hindustani Church)
- 61 Hans Zillig: Der Christ in der sozialistischen Landwirtschaft
- 66 Gertrud Illing: Der deutsche Kolonialismus und der Neokolonialismus des Bonner Staates
- 90 Fritz Beyling: Morgenröte unserer neuen Zeit
- 91 Luitpold Steidle: Das große Bündnis
- 92 Alwin Schaper: Otto Nuschke und seine Zeit
- 108 Gerald Götting: Gute Planerfüllung ist die beste Außenpolitik
- 119 Prof. Dr. Tamás Esze: Der Weg der Reformierten Kirche Ungarns
- 121 Gerald Götting: In christlicher Verantwortung für Frieden und Sozialismus
- 122 Otto Nuschke: Koexistenz – das ist heute der Friede
- 126 Wolfgang Heyl: Wissenschaftliche Leitungstätigkeit – Voraussetzung neuer Erfolge
- 128 Heinz Büttner u. a.: Sieg der Gemeinsamkeit – Glück des Volkes
- 127 Rudolf Neuhaus: Dauerhafte Friedensordnung durch Vertrauen und Verträge
- 138 Günter Bauer: Wissen ist Macht – Die Mitverantwortung der christlichen Demokraten für die Ausgestaltung des sozialistischen Bildungssystems
- 140 Wolfgang Heyl: Zwanzig Jahre demokratische Bodenreform
- 143 Heinz Büttner: Geordnete Beziehungen – Grundlage ge-
dahllicher Zusammenarbeit zum Wohle des Volkes
- 145 Edmund Meclowski: Neues Leben in Polens West- und
Nordgebieten
- 149 Gerhard Desczyk: Vom Friedensdienst der Katholiken
- 152 H. C. Herrmann: Der Bonner Neokolonialismus und seine
Unterstützung durch NATO-gebundene westdeutsche
Kirchenleitungen
- 157 Christlicher Dienst in den gesellschaftlichen und internatio-
nalen Fragen unserer Zeit – Ungarischer Studien-
beitrag zur Thematik des Weltkongresses „Kirche
und Gesellschaft“
- 161 Dr. Nikolaus Zaske: „Ex oriente pax“
- 162 Dr. theol. habil. Günther Kehnscherper: Die Große Sozial-
istische Oktoberrevolution und die Kirchen Mittel-
europas
- 163 Die Reformation als Erbe und Auftrag – Aus der „Weg-
weisung“ der Generalsynode der Reformierten Kirche
in Ungarn
- 164 Carl Ordnung: Die Oktoberrevolution verändert die Welt
- 166 Günter Wirth: Deutsche Friedenspolitik 1917–1967

Hefte aus Burgscheidungen

**Schriftsteller
christlichen Glaubens
im antifaschistischen Widerstand**

1974

Herausgegeben vom Sekretariat des Hauptvorstandes
der Christlich-Demokratischen Union Deutschlands

Inhalt

Einleitung	3
Ernst Wiechert	8
Leo Weismantel	12
Hans Löscher	15
Luise Rinser	17
Reinhold Schneider	18
Dietrich Bonhoeffer	21
Albrecht Haushofer	23
Jochen Klepper	24
Werner Bergengruen	28
Ricarda Huch	29
Ernst Barlach	33
Schluß	36

Einleitung

Am 28. September 1972 wurde vom Hauptvorstand der CDU im Burghof der Zentralen Schulungsstätte „Otto Nuschke“ in Burgscheidungen eine Gedenktafel zu Ehren antifaschistischer Widerstandskämpfer christlichen Glaubens eingeweiht. Der Parteivorsitzende Gerald Götting führte in seiner Ansprache u. a. aus: „Mannigfaltig waren die Quellen und Motive, die Erscheinungsformen und die Auswirkungen der Gegnerschaft christlicher Kreise und Persönlichkeiten gegen den Faschismus. Sie reichten vom innerkirchlich begrenzten Protest über tapfere persönliche Taten christlicher Humanität und Brüderlichkeit bis zu organisierter und zielstrebigem Widerstandsarbeit. Ebenso unterschiedlich war der Grad der Einsicht in den Klassencharakter der faschistischen Diktatur und in die Perspektive eines vom Naziregime befreiten Deutschlands. In der Sache und im Ergebnis aber unterstützte der antifaschistische Widerstand christlicher Kreise den Kampf der revolutionären Arbeiterbewegung und aller anderen demokratischen Kräfte für den Sturz der Hitlerdiktatur und für den Aufbau eines neuen, demokratischen und friedliebenden Staates. In den finstersten Jahren der deutschen Geschichte sprach aus diesen Christen die Stimme des Gewissens und der Mitverantwortung für das Glück und die Zukunft unseres Volkes.“

Professor Albert Norden, Mitglied des Politbüros und Sekretär des Zentralkomitees der SED, fand in seiner Grußansprache zum 13. Parteitag der CDU ebenfalls würdigende Worte für die antifaschistischen Widerstandskämpfer christlichen Glaubens: „Der Kampf gegen den Faschismus — er wurde zur Bewährungsprobe aller Christen, die sich in der Prüfung ihres Gewissens nicht in den Sog von Chauvinismus und nazistischer Barbarei hatten hineinziehen lassen und die die ursprünglichen Ideale des Christentums zu bewahren suchten.“ Er zieht von ihnen, die sich bewährt haben, eine Linie zu Christen unserer Tage, die sich ebenfalls in der Auseinandersetzung mit dem Geist der Unmenschlichkeit in Taten für die Erhaltung des Friedens und im Einsatz für ein menschenwürdiges Dasein der noch heute Entrechteten bewähren.

Diese Studie über Schriftsteller christlichen Glaubens im antifaschistischen Widerstandskampf will helfen, daß wertvolle Gedanken, in schwerer Auseinandersetzung gewonnene Erkenntnisse nicht verlorengehen, sondern in der Gegenwart fruchtbringend weiterwirken, indem wir an sie anknüpfen, uns gute Gedanken zunutze machen, aus gewonnenen Erfahrungen lernen, wie Christsein sich immer neu zu bewähren hat in der Auseinandersetzung mit der Unmenschlichkeit. Die Darstellung der einzelnen Schriftsteller beschränkt sich auf diejenigen, die in der Zeit des „Nationalsozialismus“ unmittelbar in Frontstellung zu ihm gerieten, öffentlich und eindeutig ihren Widerspruch bekundeten, die angeklagt, verhaftet wurden, den Tod erlitten. Die Schriftsteller, die ins Exil gingen, oder die Schriftsteller der „inneren Emigration“ haben wir ausgespart, weil sie den Rahmen dieses Heftes sprengen würden. Auch wurde die Auswahl dadurch bestimmt, wie die Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand zu ihrer Zeit bekannt wurden, also auf die Menschen in jenen Jahren Einfluß nahmen. Es mußte bei der Darstellung der einzelnen Schriftsteller auf vollständige Beschreibung ihres Lebens und Werkes — ebenfalls aus Raumgründen — verzichtet werden. Nur das wurde aus Leben und Werk herausgestellt, was die geistige Haltung, die ethischen Motive kennzeichnet.

Sehr verschieden waren die Ausgangspositionen der einzelnen Schriftsteller. Sie suchten der ausgebrochenen Herrschaft roher Gewalt im Faschismus als einzelne zu begegnen. Sie gewannen bisweilen den Eindruck, „auf verlorenem Posten“ zu stehen, weil die Übermacht zu groß sei und jeder zuwenig von denjenigen wisse, die ebenfalls als einzelne an ihrem Platz tapferen Widerstand leisten. Es kam zu keinem geschlossenen Handeln. Sie glichen Menschen, die an verschiedenen Stellen sich einen Weg durch den Dschungel bahnen wollten und nicht, wie es wirksamer gewesen wäre, in zusammengefaßter Kraft einen Durchbruch versuchten.

Auch die Art, durch das Dickicht zu dringen, war sehr verschieden. Die einen versuchten in historisch oder symbolisch verschlüsselten Worten (Bergengruen: „Der Großtyrann und das Gericht“, Wiechert: „Der weiße Büffel“) gegen den Faschismus Stellung zu beziehen, um dann im Verlauf des Kampfes immer offenere Worte zu finden. Hans Löschner dokumentierte in der Darstellung vom Menschen, „die das Geheimnis kennen, von innen heraus zu leben, und daher beides, tapfer und demütig“ sind, seine Haltung gegen den Faschismus. Durch reife literarische Darstellung wahrer Menschlichkeit wurde in der indirekten Gegenüberstellung

der Charakter der Inhumanität des Faschismus schroff deutlich.

Bonhoeffer und Haushofer dagegen gingen den Weg aktiven politischen Widerstandes. Ricarda Huch zog 1933 unmißverständlich die Grenze zum Faschismus in der Protesthandlung, aus der Akademie der Künste auszutreten, und widerstand allen Überredungen, in ihr zu verbleiben. Ob die Schriftsteller Reinhold Schneider und Leo Weismantel von der Position des streitbaren Humanismus den Faschismus bekämpften oder ob Jochen Klepper, Luise Rinser, Ernst Barlach in subjektiven Auseinandersetzungen zu kompromißloser Haltung ihm gegenüber gelangten — sie alle erfuhren an sich die Feststellung Albert Schweitzers, daß es „kein Heraushalten aus der Zeit“ gibt, „sondern nur ein Wirken in der Zeit“. Und sie nahmen Verunglimpfung, Existenzunsicherheit in ihrem beruflichen Weg, Haft, ja den Tod auf sich, um für die Wahrheit gegen die Lüge, für Menschlichkeit gegen Unmenschlichkeit, für Verantwortung gegen Gewissenlosigkeit, für Furchtlosigkeit gegen den Geist der Feigheit und dummen Borniertheit aufzustehen.

Seit der Aufklärung gab es für den Schriftsteller und Künstler christlichen Glaubens keine verpflichtende Tradition mehr. Mit dem voranschreitenden Prozeß der Säkularisierung seit dem 18. Jahrhundert verschloß sich die Kirche vor den Problemen, die durch den Fortschritt in Wissenschaft und Technik aufgebrochen waren, und flüchtete in Weltabgewandtheit. Die Kirche erkannte nicht die großen gesellschaftlichen Zusammenhänge und suchte der Säkularisierung dadurch zu begegnen, daß sie einzelne Zeiterscheinungen heftig bekämpfte. Sie sah im Aufkommen der Maschine, in der Technik eine dem Menschen feindliche, wenn nicht gar dämonische Macht; naturwissenschaftliche Erkenntnis wertete sie als einen Angriff auf den Glauben; sie negierte neue philosophische Erkenntnisse. Vor allem aber versagte sie völlig gegenüber der neuen Klasse, die sich mit der kapitalistischen Produktionsweise herausbildete: der Arbeiterklasse. Indem sie die bestehenden Macht- und Produktionsverhältnisse als eine gottgesetzte Ordnung verteidigte, stellte sie sich auf die Seite der herrschenden Klasse und wirkte fortschritts-hemmend. Jedoch auch die Angehörigen der Intelligenz: die Philosophen, Wissenschaftler, Schriftsteller, Künstler jener Zeit wurden, sofern sie im christlichen Glauben wurzelten, in der Kirche heimatlos. Ein doktrinäres Verständnis der Aussagen der Bibel ließ keine Freiheit in wissenschaftlicher Forschung zu und stellte sich damit jedem wissenschaftlichen

Fortschritt entgegen. Nur ein Denken, das geeignet schien, den Glauben wissenschaftlich abzustützen, wurde gebilligt.

Ein Kirchentum ohne alle Zeitbezogenheit entstand; das aber mußte geistige Verkümmern zur Folge haben. Die Kirche stützte sich vor allem auf die Kleinbürger, und das geistige Leben der Christen in den einzelnen Gemeinden nahm immer provinziellere Formen an. Schriftsteller und Künstler befanden sich nicht mehr in Einheit mit der Kirche und mit der Welt, sondern in einer gespaltenen Existenz. Dieses Gespaltensein wird besonders deutlich in dem Ausspruch Friedrich Schlegels: „Als Künstler bin ich ganz unchristlich, als Christ bin ich ganz unkünstlerisch.“ Das Vakuum, das entstanden war, wurde mit Pseudokunst gefüllt. Es entstand „christliche Literatur“, wie wir sie heute nicht mehr verstehen können oder verstanden wissen möchten: Der Schriftsteller, der solche Literatur „machte“, sollte mit seinem Schaffen der Auferbauung der Gemeinde dienen. Der neutestamentliche Begriff der „oikodomé“ war zu diesem Zeitpunkt ohnehin pervertiert worden, und die „christlichen Erbauungsschriftsteller“ trugen das Ihre dazu bei, ihn seines ursprünglichen Inhalts vollends zu berauben.

Die christliche Gemeinde war in den paulinischen Schriften mit einem Gebäude verglichen worden, das in Kraft, Strenge und Schönheit Stein auf Stein erbaut wird und bei dem Christus den Eckstein bildet. Unter Auferbauung wurde nun jedoch rührselige Zustimmung verstanden. Heilsegoismus, Schwärmerei, Sentimentalität haften sich an diesen einst ausdrucksstarken Begriff. „Erbauungsliteratur“ wurde zur Trivilliteratur; ein Schriftsteller von Rang konnte sich hier nicht einreihen. Selbst an historische Stoffe legten die damals in der Kirche herrschenden Kreise die Maßstäbe für die sogenannte „Erbauungsliteratur“; Geschichte wurde zurechtgebogen und verfälscht, damit sie in den vom damaligen Kirchentum zugeschnittenen Rahmen paßte. Sie billigten dem Schriftsteller keine eigenständige Verantwortung zu, er hatte sich anzupassen; tat er das nicht, wurde er als einer, der „vom rechten Glauben abgewichen“ sei, verfehmt. Der mündige Christ war etwas Unbekanntes. Alle Bestrebungen zur Weltmündigkeit setzte eine auf Herrschaft und Bevormundung bedachte Kirche mit „Freidenkereien“ gleich. Unter solchen Bedingungen mußte ein „christlicher Schriftsteller“, suchte er sich ihnen anzupassen, künstlerische Maßstäbe verleugnen. Nichtanpassung im gesellschaftlichen wie kirchlichen Raum führte zur sozialen, Anpassung zur geistigen Verelendung. Man zog sich ins Reich von Illusionen und Träumen zurück, formte eine Welt und „Idealchristen“, wie es sie nicht gab.

Wie aber sollten Probleme überwunden werden, wenn man sie sorgfältig aussparte?

Die christliche Scheinwelt, in der viele Gläubige sich bewegten, zerbrach im ersten Weltkrieg. Die Auseinandersetzung mit dem im Kriege Geschehenen begann, die Welt der bürgerlichen Sicherheit war zerbrochen, Nachdenken über die Situation war unausweichlich. Die Nachkriegsjahre waren Jahre eines beginnenden geistigen Aufbruchs; aber noch zu neu war die Situation, zu wenige waren es, die wachen Geistes die Lage überdachten. Nach der Zerschlagung der Monarchie flüchtete sich die Kirche noch einmal in das Staatskirchentum; das kritische Überdenken der eigenen Position, das innerhalb der Kirche einsetzte, besaß nicht genügend tragende Kraft.

Mit der Machtgewinnung des Faschismus trat eine verschärfte Krisensituation ein. Krisensituationen fordern dem Menschen eine Entscheidung ab, er muß sich mit den Zeiterscheinungen bewußt auseinandersetzen. Was bisher mehr oder weniger vage gedacht, geglaubt, bekannt wurde, muß zur Klarheit reifen; nur von einem festen Standpunkt her kann der Mensch in einer Krisensituation bestehen. Die Schriftsteller christlichen Glaubens, die bisher in konservativer Weise wenig Weltoffenheit gezeigt hatten, vergangene Lebensformen rückwärtsgewandt verherrlichten, das Leben in den Großstädten, die Zivilisation schlechthin als eine Gefahr für den Menschen werteten und ein beschauliches, zurückgezogenes Leben in naturverbundener ländlicher Stille priesen, waren nun angesichts der Bedrohung aller Menschlichkeit durch die barbarische Unkultur des Faschismus genötigt, ihren Standort zu überprüfen.

Kann Verantwortungsbewußtsein für den Nächsten sich lediglich dartin, indem den Menschen „Verinnerlichung“ empfohlen wird, wenn das äußere Leben bis zur Vernichtung bedroht ist? Kann man mit „Verinnerlichung“ der sadistischen Grausamkeit in den Konzentrationslagern, in der Judenverfolgung, der Ausmerzungen „unwerten Lebens“ begegnen? Brauchte es da nicht vielmehr eine klare, eindeutige Stellungnahme, unerschrockenen Einspruch? Kann man von den Großstädten und ihrer Zivilisation als von einer Gefahr reden, wenn viel größere Gefahr die Existenz des Menschen bedroht? Was nützt eine Aufforderung zum naturverbundenen Leben, wenn alle Politik auf einen nahen Kriegsausbruch ausgerichtet ist?

Eine realistische Tradition gab es bis dahin in der „christlich“ orientierten Literatur kaum, es fehlte beispielsweise der Gesellschaftsroman; jede eindeutige Stellungnahme zu

den Zeitereignissen hatte man geflissentlich umgangen. Sie konnten jedoch nicht länger mehr als „unwesentlich“ für den Christen abgetan werden, sie griffen unbarmherzig in das Leben des einzelnen ein, bedrohten seine Existenz. Mit erbaulicher Genügsamkeit konnte dem Einbruch der Unmenschlichkeit nicht begegnet werden. Es fehlte jede wegweisende Tradition für eine künstlerische Darstellung, wie die Grundwerte christlichen Glaubens die Persönlichkeit bestimmen und wie sie unter wachem, fortwährendem Ringen bewahrt werden können.

Bei der durch die faschistische Diktatur eingetretenen Bedrohung aller Werte und aller Würde des Menschen mußte die Darstellung von Scheinproblemen wie eine Verhöhnung wirken. Auch das gängige Verständnis von sogenannter geduldiger christlicher Ergebenheit mußte angesichts der herrschend gewordenen Verantwortungslosigkeit revidiert werden. Geduldiges Hinnehmen konnte in der gegebenen Situation zur Schuld werden. Die humanistische Verantwortung, die der dem Volk und dem Frieden verpflichtete Christ trägt, mußte klar erkannt werden und das Überdenken sich in Taten umsetzen.

Durch das bewußte Wirken und Einstehen für die Grundanliegen des christlichen Glaubens bei den Schriftstellern, die sich als Christen verstanden, bildete sich in der Zeit des Faschismus eine neue Kategorie heraus; sie wurden ein Vorbild für die Nachkommen. Aus dem Weg, den ihr Schaffen wie ihr persönliches Leben im Einsatz für höchste menschliche Werte nahm, bildete sich eine Tradition, die verpflichtend wirkt.

Die nachstehenden Lebens- und Werkskizzen über Schriftsteller christlichen Glaubens im antifaschistischen Widerstandskampf wollen deutlich machen, wie gerade die Verantwortung für den Nächsten, das mutige Eintreten für Menschenwürde und Gerechtigkeit die Mauern sprengte, die seit der Aufklärung sogenannte „christliche Literatur“ eingeengelt hatten. Seit 1933 hat eine Entwicklung begonnen, die fortzuführen wert ist und die dem — wenn auch umstrittenen — Begriff „christliche Literatur“ einen neuen Inhalt geben kann.

Ernst Wiechert (1887—1950)

gehört zu den Schriftstellern, die einen weiten Weg zurückzulegen haben, bis sie vom subtilen Subjektivismus den Weg

zum bedrohten Menschen ihrer Zeit, zur Gemeinschaft, zur Gesellschaft finden.

Das Erleben im ersten Weltkrieg hatte ihn tief erschüttert, die Gesellschaftsordnung, in der er lebt, ist ihm fragwürdig geworden; jedoch kommt er in seiner kritischen Haltung über eine Analyse der Zeitumstände nicht hinaus. Wohl ist eine solche Analyse der erste Schritt, der eine Veränderung der Verhältnisse im Sinne des Fortschritts ermöglicht; aber der nächste Schritt muß notwendigerweise folgen: aus der richtigen Analyse Wege zur Überwindung der Zeitnöte zu suchen. Diesen zweiten Schritt geht Ernst Wiechert wie viele bürgerliche Menschen seiner Zeit nicht, die, obwohl sie die Zustände wie auch ihre Ursachen erkennen, keine Konsequenzen tätigen Handelns ziehen.

Ernst Wiechert erleidet seine Zeit, und er sucht ihr zu entfliehen. Er nimmt die gesellschaftlichen Verhältnisse als Gegebenheit hin, die nicht zu ändern ist, der er einzelne nur auf subjektive Weise sich entziehen kann. Die Städte scheinen ihm Brutstätte vieler Zeitnöte zu sein. Deshalb stellt er den Menschen das einfache, naturverbundene Leben vor Augen, zu dem sie zurückkehren müßten. Nur in der Verinnerlichung vermöge der Mensch noch Mensch zu bleiben; im einfachen, naturverbundenen Leben gewinne er seine Wesentlichkeit zurück. Die Gestalten seiner ersten Werke fliehen aus der Zeitwirklichkeit in eine Welt, die sie sich selbst schaffen und in der sie leben wie in einer Enklave. Aber auch das selbstgewählte Exil weckt Sehnsüchte nach dem Ort, aus dem man floh.

So waltet über seinen Gestalten eine drückende Schwermut, wie sie den Dichter selbst umgibt. Durch die Sprachgewalt ging von diesen Werken Faszination aus, aber eine Faszination zum Tode, nicht zum Leben. Der bürgerliche Mensch, der vor der Realität, daß seine Klasse sich im Niedergang befindet, allzugern in eine Welt des schönen Scheins flüchtete, fand sich in den frühen Werken des Dichters wieder und empfing durch sie Trost. Der stille Humanismus, der die Schriften Wiecherts durchwob, wurde dankbar angenommen. Aber hier begann die verhängnisvolle Illusion für den Dichter selbst: daß stiller Humanismus genüge, um der Menschheit aus der Krisensituation zu helfen, in die sie geraten war. Nicht stille Zurückgezogenheit vermag gesellschaftliche Mißstände abzubauen, sondern die aus der Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge gewonnene, zur Tat werdende Erkenntnis.

Ernst Wiechert war Lehrer, ein Pädagoge mit behutsamer Hand; voll hoher Verantwortung überwachte er das Wachsen

und Reifen der Jugend, die ihm anvertraut war. Als der Faschismus die Oberhand in Deutschland gewinnt, erkennt Wiechert wach, daß er diese Verantwortung nicht mehr wahrnehmen kann. Der Lauterkeit seines Wesens widerstrebt es, faule Kompromisse zu schließen. Der stille Humanist trifft eine unmißverständliche Entscheidung: er tritt 1933 aus dem Schuldienst. Wiechert geht noch weiter aus der Reserve heraus: Im gleichen Jahr hält er in München vor studentischer Jugend eine Vorlesung „Der Dichter und die Jugend“ und fordert die jungen Menschen unumwunden auf, der faschistischen Ideologie abzusagen. Die Faschisten erkennen nach dieser Rede in Wiechert einen unerbittlichen Gegner; sie fürchten jedoch seinen Einfluß, den er als Dichter hat, und nehmen seine Vorlesung stillschweigend hin.

Zwei Jahre später steht er noch einmal in München vor der Jugend. Er wählt das Thema „Der Dichter und seine Zeit“, weil er es in dieser Stunde für wichtig hält, von der Beziehung zu reden, „die zwischen den beiden Welten besteht ... der der Dichtung und der der Zeit“: „Es kommt uns nicht mehr zu, nur wie ein Zauberer jenseits der Zeit aus unserer Einsamkeit hervorzutreten und unsere Bilder auf eine weiße Wand zu werfen, als lebten wir alle noch in glücklichen Kinderzeiten. Es kommt uns nicht mehr zu, weil zu viele unter uns leben, die auf viele Fragen keine Antwort bekommen.“ Die Dichter sind nicht „gutmütige Narren“, sondern sie haben ein festes und edles Ziel vor Augen: „Sie wollen, daß vor den Augen der Menschen aufgerichtet werde, was in der Welt verdunkelt und oft geschändet ist: die Wahrheit, das Recht, die Freiheit, die Güte, die Liebe und über allem: der Sinn und das Gesetz einer großen Weltordnung. Sie wollen die Menschen besser, vertrauender, tapferer, reicher machen.“

Die Rede gipfelt in der Mahnung: „Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden, und daß jeder Kampf ihm ‚recht‘ ist, aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß ein Volk aufhört, Gut und Böse zu unterscheiden. Es kann dann sein, daß es noch einen Gladiatorenruhm gewinnt und in Krämpfen ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben über diesem Volk.“

Am Ende seiner Rede beschwört er die jungen Menschen: „Und wenn ich Sie damals bat und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen, nur Glanz und Glück

zu sehen, wo soviel Leid sich heimlich an uns wendet. Und niemals sich dahin bringen zu lassen, zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt. Und niemals, meine Freunde, niemals dahin, zu dem Heer der Tausenden und aber Tausenden zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie Angst in der Welt haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes wie eines Volkes so zerfrißt wie die Feigheit.“ Aus dem stillen Humanisten wird ein unerschrockener Mahner und Bekenner zur Humanitas.

Diese Rede erregte großes Aufsehen, und Wiechert wird fortan überwacht und bespitzelt. Mit der verschlüsselten Erzählung „Der weiße Büffel“, in der das Thema von Recht und Gewalt behandelt wird, erregt der Dichter erneut Anstoß bei den braunen Machthabern. Ernst Wiechert schreibt an Goebbels: „Ich bin überzeugt, daß der einfachste Hütejunge aus meiner Heimat mehr Takt und Kultur gezeigt haben würde als die Beamten der höchsten Kulturbehörde des Dritten Reiches.“ Im Mai 1938 wird Ernst Wiechert verhaftet und in das Konzentrationslager Buchenwald übergeführt; nach einem reichlichen Vierteljahr wird er schwerkrank entlassen. Goebbels läßt sich die sadistische Freude nicht entgehen, sich den Dichter persönlich vorführen zu lassen, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß der Widerstand bei Wiechert durch die drei Monate Konzentrationslager „gebrochen“ sei.

War die Gesundheit Ernst Wiecherts durch die Haft sehr geschwächt, hatte er aber eine Erfahrung gemacht, die ihn nicht zerbrechen ließ: Er hatte die Solidarität und Hilfe von Arbeitern erfahren, er erlebte, daß sie, die für Menschlichkeit einstanden, nicht einzelne waren, daß in verheerender Unmenschlichkeit die Humanitas in den Herzen der Menschen fortlebte. „Er (der Arbeiter) war es, der mit einer Kameradschaft ohnegleichen den Zusammenbrechenden stützte, mit einer Zartheit des Herzens, die mich noch heute ergreift.“

Hatte die „Vorführung“ des Dichters vor Goebbels einen „zerbrochenen“ Mann gezeigt? Goebbels meinte, das bejahen zu können. Er ließ wie viele seinesgleichen außer acht, daß ein Mensch physisch vernichtet, seine Gesundheit ruiniert werden kann, daß Entwürdigungen und seelische Grausamkeit dem Menschen ebenfalls schweren Schaden zufügen können; aber sie bedachten das eine nicht, das Anna Seghers am Ende ihres Buches „Das siebte Kreuz“ aussagt: „Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können, bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, daß es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar.“

Ernst Wiechert hat sich von der Haft im Konzentrationslager gesundheitlich nicht mehr erholt. Er war zum Schweigen verurteilt. Der Gedanke von der den Haß, die Unmenschlichkeit überwindenden Nächstenliebe im Sinne des Evangeliums gewinnt in ihm breiten Raum, und er sucht, ihn den Menschen ins Gedächtnis zu rufen. Jedoch kann dieser Gedanke nur mit Leben gefüllt werden, wenn gleichgesinnte Menschen aus der Vereinzelung heraustreten und sich in ihrem Handeln solidarisch verbunden wissen. Dem Dichter gelang nicht, die Absonderung zu durchbrechen, zu der er von Natur aus neigte und die sich durch die allgemeinen Lebensbedingungen nach der Haftentlassung noch verfestigte.

1945 suchte der Dichter mitzuwirken bei der Umerziehung des deutschen Volkes und bei dem Aufbau einer demokratischen, humanistischen Kultur. Er rechnet ab mit dem Bürgertum; aber er vermag nicht mehr, das rückwärtsgewandte Geschichtsbild hinter sich zu lassen und die historische Entwicklung im Sinn des gesellschaftlichen Fortschritts zu sehen. Im „Hauptmann von Kapernaum“ hatte er gesagt: „Man kann nur leben, wenn man an das Künftige glaubt, aber ihr kniet vor dem Vergangenen.“ Sein schlechter Gesundheitszustand führte dazu, daß er sich 1948 müde und resigniert in ein einsames Leben zurückzog.

Das mindert nicht die Hochachtung vor der mutigen Haltung, die er einnahm; seine aufrechte, ungebrochene Gesinnung stellte für viele Menschen seiner Zeit eine Ermutigung dar. Was er 1935 den jungen Menschen zugerufen hatte: nicht feige zu werden — danach handelte er selbst. Wir lernen aber aus seinem Leben auch das andere: daß in der Auseinandersetzung mit der Inhumanität der Menschlichkeit nur zum Durchbruch verholfen werden kann, wenn die für soziale Erneuerung einstehenden Kräfte nicht vereinzelt Humanismus, Demokratie, gesellschaftlichen Fortschritt und bleiben, sondern in gemeinsamem Handeln ihre Kräfte vervielfachen.

Leo Weismantel (1888—1964)

„Die Menschheit kann nur gerettet werden durch die Aufrichtung der Herrschaft einer universellen Humanität, welche aus einer gemeinsamen Abwehr aller Nöte der Menschheit, der Not des Hungers, der Krankheit und der gegenseitigen Vernichtung kommt. Hier auch werden sich ihre verschiedenen Religionen, Weltanschauungen, politischen Systeme zu

bewähren und neu zu formen und zu bilden haben.“ Diese Worte Leo Weismantels kennzeichnen seinen streitbaren Humanismus. Dieser Dichter — er ist wie Ernst Wiechert Pädagoge und Schriftsteller — tritt aus der Vereinzelung heraus an die Seite aller Kräfte, die sich für wahre Humanitas einsetzen.

Leo Weismantel wurde bereits in der Weimarer Republik verleumdet, diffamiert. Im Faschismus stellte er sich entschieden auf die Seite jener bürgerlich-humanistischen Schriftsteller, die aus ihrer geistigen Haltung heraus der Hitlerdiktatur entschlossen entgegentraten. Nach 1945 wird der Dichter im westlichen Deutschland erneut zum Mahner für Menschlichkeit, zum Warner, nicht wieder dem Ungeist roher Gewalt zu erliegen. Und er wird aufs neue diffamiert, als „Ko-Existenzler“ und „kommunistenhörig“ abgetan. Man war vom Faschismus her noch vertraut mit Methoden, wie mißliebige Mahner und Warner in der Zeit „erledigt“ werden können; „Rufmord“ wird zu einem planmäßigen Vorgehen gegen die „Unbequemen“ in der Zeit des kalten Krieges.

Nicht zufällig trägt das Buch über den Schöpfer des Isenheimer Altars den Titel „Die höllische Trinität“ (1919 begonnen, 1940 vorläufig beendet): Die Gier nach irdischem Reichtum, die zügellose Genußsucht, die Hoffart des Lebens sind das Dreigesicht der höllischen Trinität, die die Welt verdirbt. Durch geschickte Maskierung sucht sie die Menschen über ihren wahren verderbten Charakter zu täuschen. „Heute, da sich diese satanische Macht erneut zusammenballt, trägt sie die Larve braver Frömmigkeit und der Biederkeit formloser Kleinbürger. Reißen wir diese Vermummung ab, erkennen wir, daß dahinter ein Ausbruch der Hölle uns angrinst.“

Dem streitbaren Humanisten geht es nicht um sich selbst, er will ein Prinzip durchsetzen, das für alle dienlich und gut ist, das den Menschen zu einem festen, edlen Bestandteil ihres Wesens werden sollte im Sinne Herders: „Humanität ist der Charakter unseres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angeboren und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unseres Bestrebens, die Summe unserer Übungen, unser Wert sein.“ (Aus: „Briefe zur Beförderung der Humanität“ von J. G. Herder.) 1926 schrieb Leo Weismantel: „Du sollst nicht Verfechter deiner Rechte, sondern Miterbauer an deinem Vaterland sein.“ Diesem sich selbst gestellten Gebot blieb der Dichter treu. Bei dem Dichtertreffen 1954 auf der Wartburg bekennt er sich dazu: „Wir stehen als Dichter in der Welt, nicht nur um Literatur

zu erzeugen, sondern um die Welt zu bessern und zu ändern.“

Die Bücher Leo Weismantels sind stark gesellschaftskritisch, er nimmt Partei für die Unterdrückten, tritt für soziale Gerechtigkeit ein und drängt die Christen zur Entscheidung, den Entrechteten, Unterdrückten, unter Gewalt Leidenden beizustehen; denn allein hier liegt das Bewährungsfeld des Christen. Der Christ hat nichts mit der „höllischen Trinität“ zu schaffen. „Sie würgen einander, sie, die Selbstsüchtigen, sie schlagen einander in Ketten, sich selbst verstrickend in die Stricke, mit denen sie die Unterworfenen zu binden trachten.“ Das gesellschaftskritische Moment führt notwendig zur kritischen Haltung gegenüber der Kirche. Leo Weismantel stellt zweierlei Versagen fest: Versagen in der Durchsetzung sozialer Gerechtigkeit und Versagen gegenüber dem Auftrag, die Schöpfung zu erforschen.

Nach der Machtergreifung durch die Faschisten erhebt Leo Weismantel mutig Protest gegen die antisemitische Hetze der Nazis. Ein Kesseltreiben wird von den braunen Machthabern gegen den Dichter inszeniert, in den Zeitungen wird er als „Jude“ geschmäht, seine Werke werden eingestampft, die Buchhändler verkaufen seine Bücher nicht mehr, Verträge mit den Verlagen werden ihm aufgekündigt, man schließt die von ihm geleitete Lehranstalt. Aber nicht genug damit, die Faschisten wollen in ihrer Getroffenheit die Stimmen des Gewissens in jeder Weise zum Schweigen bringen, schon deren Dasein genügt, um noch ihnen unerwünschte Auswirkungen zu haben. Im November 1939 wird Leo Weismantel verhaftet, er sollte nach einem Attentat auf Hitler als Geisel erschossen werden. Jedoch hält Hitler diese Erschießung nicht für ratsam, und Weismantel wird noch einmal entlassen. Nach dem 20. Juli 1944 wird er erneut verhaftet, bricht in einem Sonderlager gesundheitlich zusammen. Lediglich ein Zufall rettet ihn vor dem Tode. Nach seiner Freilassung kann Leo Weismantel nur langsam genesen.

War der Dichter in den Jahren des Faschismus für viele Trost und geistiger Halt gewesen, so stellte er nach 1945 sein Können, Wissen, seine Erfahrung in den Dienst der geistigen Erneuerung in Deutschland und gehörte zu den ersten, die Wege weisen für eine Zusammenarbeit von Christen und Marxisten. „Ich bin im Leben Atheisten begegnet, die Gott näher waren als solche, die Gott in jedem ihrer Worte im Munde trugen und im gleichen Augenblick verleugnet haben . . . Hüten wir uns, die Partei der christlichen Geschichtsauffassung schlechthin als Partei Gottes, die Partei der materialistisch-atheistischen Geschichtsauffassung schlechthin der Partei des Bösen gleichzusetzen.“

Die Erfahrung aus der Zeit des Faschismus bestätigte dem Dichter, daß die Verwirklichung wahrer Humanitas ein gemeinsames, zielgerichtetes Wirken aller dafür willigen Kräfte notwendig macht. Fortschritt ist für ihn gleichbedeutend mit Überwindung grausamer Massenkriege, mit Aufhebung der Unterdrückung des einen durch den anderen, mit dem Einsatz für eine freie Entfaltung des Menschen ohne Unterschied der Herkunft oder Rasse. Gehörte Leo Weismantel der katholischen Konfession an, waren seine Aussagen jedoch über die Grenzen seiner Konfession hinaus gültig, und er sieht auch in Nichtchristen gute Verbündete, wenn er gleiche ernsthafte Bestrebungen bei ihnen findet, die verletzte Menschenwürde wiederherzustellen.

Sein Wollen wurde im westlichen Deutschland zum Teil mißverstanden, zum Teil böswillig mißdeutet. Der Dichter empfand besonders schmerzlich, daß sich auch katholische Geistliche an der erneuten Hetzkampagne gegen ihn beteiligten. Aber Leo Weismantel hörte nicht auf, nach Mitstreitern zu suchen; viele Freunde fand er in der DDR. Im unerschrockenen Widerstand gegen den Faschismus, im tätigen, beharrlichen Einsatz für Menschlichkeit und Frieden wurde sein Leben und Schaffen wegweisend für die nachfolgende Generation.

*

Bei den Pädagogen war der Machtantritt der Faschisten von besonders gravierender Bedeutung. Als Lehrer der heranwachsenden Generation wurde von ihnen unbedingte Unterordnung unter die faschistische Ideologie gefordert. Eine innere Emigration war hier weniger möglich als zunächst in einigen anderen Berufen. Zwei Pädagogen, die schriftstellerisch tätig waren und aus christlicher Glaubenshaltung in Widerspruch zum Faschismus gerieten, der sie zum Widerstand führte, seien hier noch genannt: der Protestant Hans Löscher und die katholische Schriftstellerin Luise Rinser. Auch ihre Ausgangspositionen waren denkbar verschieden.

Hans Löscher (1881—1946)

stammte aus dürftigen Verhältnissen, hatte sich vom Volksschullehrer zum Gymnasiallehrer emporgearbeitet, wurde Stadtschulrat in Magdeburg und arbeitete in der Zeit der Weimarer Republik gesellschaftlich aktiv mit. Er kam von der christlich-sozialen Position her, wurde Mitglied der

Sozialdemokratischen Partei und übernahm ein Mandat als Stadtrat in Magdeburg. Bei der Machtübernahme durch die Faschisten wurde er sofort entlassen. Er hatte als Stadtschulrat eine reiche Tätigkeit entfaltet, die Anerkennung über die Grenzen Deutschlands hinaus gefunden hatte; er hatte Versuchsschulen, Kindergärten, Schulgärten eingerichtet, eine Web-, Kunstgewerbe- und Haushaltsschule gegründet, sich um lebensnahe Unterrichtsmethoden bemüht. Aus dieser vielfältigen pädagogischen Arbeit wird er von einem Tag zum andern herausgerissen. Hans Löscher aber resigniert nicht, er geht zurück in seine Heimatstadt Dresden und beginnt zu schreiben.

„Alles Getrennte findet sich wieder“, mit dem Untertitel „Ein Buch vom wahren Leben“, gewinnt ihm viele Freunde. Dieses Buch trägt autobiographische Züge. Löscher verbrachte seine Kindheit im Erzgebirge, und dieser Landschaft gilt seine Liebe. Es ist nicht jene sentimentale Heimatliebe, die in der Zeit des Faschismus allzuoft zu einer verlogenen, an die Grenze des Kitsches führenden „Heimatliteratur“ wurde, sondern seine Heimatliebe hat etwas mit Weltverstehen zu tun, wie auch seine Menschenliebe sich auf Verstehen gründet.

„Auf die Wurzeln kommt es an, wie dich deine Kindheit entläßt, wie du den Gewinn deines kindlichen Sinnens und Trachtens hinüberrettet oder aus Gnade mitbekommst in dein tätiges Dasein, das allein entscheidet über dein Leben und deine Werke. Unheimlich ist das Gesicht eines Mannes, in dem das Kind ganz ausgelöscht wurde.“ Diese Sätze aus dem einführenden Kapitel in seinem Buch zeigen die tiefe Lebenserfahrung eines Erziehers, der über das Leben und die Menschen gründlich nachgedacht hat. Hans Löscher sagte einmal in einem Gespräch über zeitgenössische Literatur, „er müsse bei der Wahrheit bleiben“. Dieses „bei der Wahrheit bleiben“, die Schlichtheit und Tiefe im Wesen wie im Wort, seine lautere, aufrichtige Gesinnung zog die Menschen an. Er verstand es, das Ungewöhnliche im Alltäglichen aufzuspüren.

1944 verliert er durch das Kriegsgeschehen das letzte seiner drei Kinder. Aber auch dieses schwere Leid wendet er ins Positive. Eine schuldhaft entstandene politische Entwicklung bringt den einzelnen Menschen unsagbaren Kummer und fordert ihnen viel Tränen ab. Aber gerade dann gilt es, in persönlichem Einsatz etwas von dieser Schuld abzutragen. Hans Löscher nimmt sich einer jungen Ukrainerin an, wird ihr Berater und Helfer, handelt an ihr wie ein Vater.

In der Novelle „Das befreite Herz“ wird ein Mann namens Nebel geschildert, von ihm wird gesagt: „Der Nebel war ein

kleiner Mann, wie man leichtthin so sagt; aber er war ein großer reiner Mensch, einer von denen, die das Geheimnis kennen, von innen heraus zu leben, und daher beides, tapfer und demütig. Die Welt braucht solche Menschen.“ Was hier über den Mann Nebel gesagt wird, könnte für den Dichter selbst gelten.

„Löschers wenig umfangreiches Werk ist von humanistischer Gesinnung erfüllt, die eine (nicht direkt zum Ausdruck kommende) antifaschistische Haltung einschließt“, mit diesen Worten würdigt das „Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“ das Wirken des Dichters.

Nach 1945 stellte sich Hans Löscher sofort für den Wiederaufbau zur Verfügung; jedoch verstarb er bereits im Frühjahr 1946, so daß „Der schöne Herr Lothar“ Fragment und vieles ungeschrieben blieb, was zu hoffen Grund gab.

Luise Rinser (geb. 1911)

war bis zu ihrer Eheschließung 1939 im Schuldienst. Jetzt wendet sie sich ausschließlich schriftstellerischer Arbeit zu, erhält jedoch bereits 1940 Schreibverbot. Von einer Freundin wegen ihrer Äußerungen gegen das Naziregime denunziert, wird sie beim Volksgerichtshof des Hochverrats angeklagt und in das Frauengefängnis Traunstein in Bayern eingeliefert. Es gelingt Freunden, den Prozeß hinauszuzögern, so daß sie vor der drohenden Hinrichtung gerettet wird. Die Zeit ihrer Haft findet Niederschlag in ihrem Gefängnistagebuch.

„Im erniedrigten Menschen erst lernte ich den Menschen überhaupt kennen und lieben.“ „Ich sah das Leben nie so, wie ich es hier zu sehen bekomme; nackt, häßlich, hart, aber unverfälscht und wirklich. Ich werde, wenn ich je wieder ins normale Leben zurückkehren sollte, verwandelt sein.“ Luise Rinser tritt solidarisch an die Seite der anderen Mitgefängenen, wenn sie ungerecht behandelt oder gedemütigt werden; aber in manchen Äußerungen ist ein Elitebewußtsein noch nicht überwunden.

Eine starke, schöne Erzählung ist „Jan Lobel aus Warschau“. Hier schildert Luise Rinser, wie bei der Rettung eines polnischen Häftlings der Völkerhaß bei jedem der Familienglieder, die davon wissen, auf andere Weise überwunden wird; sie alle ringen sich zu mitmenschlichem Handeln durch.

Gelegentlich unterlag die christlich-humanistische Schriftstellerin der Versuchung, die „Verinnerlichung“ zu verabsolutieren und in erbaulich-religiöse Unterhaltungsliteratur

einzmünden. Sie überwand diese Tendenz und setzt sich gerade in ihren letzten Büchern wieder gesellschaftskritisch mit ihrer Umwelt auseinander. Die Frauengestalten in ihren Büchern handeln antibürgerlich. In der Sicht der Schriftstellerin, die unter kapitalistischen Verhältnissen lebt, suchen die Frauen ihre Emanzipation im Einzelgang auf subjektive Weise durchzusetzen.

Christliches Ethos faßt Luise Rinser als eine Kraft auf, die den Menschen in unserer Zeit fort und fort nötigt, alle Lebensformen neu zu durchdenken. Nicht herkömmliche Frömmigkeit, sondern unbedingte Wahrhaftigkeit zeichnet den Christen aus. Diese in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus gewonnene Erkenntnis teilt sie mit vielen anderen Schriftstellern christlichen Glaubens. In einer Zeit, da in weltweitem Maßstab sich das gesellschaftliche Leben wandelt, ein Drittel der Menschheit in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung lebt, die Befreiung der Völker Asiens und Afrikas aus der Kolonialherrschaft fortschreitet, die wissenschaftlich-technische Revolution nicht zuläßt, in früheren Denk- und Lebensformen zu verharren, muß auch der Glaube sich auf neue Weise bewähren.

Reinhold Schneider (1903—1958)

Im Werk dieses Schriftstellers ist das aus christlichem Ethos gewonnene sittliche Prinzip, das seine menschenbildende Kraft gerade in Krisensituationen beweist, besonders deutlich ausgeprägt. Der sowjetische Literaturwissenschaftler Prof. Fradkin findet in einem Artikel, der in der Zeitschrift „Kunst und Literatur“ (Heft 5/6 — 1973) veröffentlicht wurde, Worte der Hochachtung für Reinhold Schneider als einen Schriftsteller christlichen Glaubens mit entschiedener antifaschistischer Haltung. Er erkennt im Schaffen dieses Dichters „ein deutlich wahrnehmbares sittliches Prinzip, und das Bekenntnis zu diesem Prinzip enthält einen antifaschistischen Sinn“.

Reinhold Schneider weiß den Christen verpflichtet, in welcher Situation auch immer, in der Freiheit Christi zu bestehen. Nur wenn der Mensch sein Menschentum als eine Verpflichtung begreift, kann der alle geistigen Kräfte lähmende Nihilismus überwunden werden. „Die Zeit ereignet sich in uns. Darum müssen wir sie als unsere eigenste Sache verantworten. Ihr gegenüber bleibt nur rücksichtslose Wahrhaftigkeit.“ Diese innere Wahrhaftigkeit gegenüber der

eigenen Zeit prägt den Dichter im Erleben und Erleiden des Faschismus, er wird zum kompromißlosen Streiter für die Menschlichkeit.

Reinhold Schneider begreift alle Geschichte als ein Lehrbuch für die Gegenwart. Jochen Klepper, mit dem er bis zu dessen Tode freundschaftlich verbunden blieb, schreibt nach Erscheinen des Buches „Das Inselreich“, „daß die Wendung zur Historie ... Autoren wie gleicherweise Leser gepackt hat“, und zwar „jene Historie, die das Heute nicht rechtfertigt oder gar verherrlichen soll, sondern gerade die, die es anklagt“. Die Leser horchen auf, wenn sie Sätze wie diese lesen: „Was ist ein Reich, das nicht auf dem Recht ruht? Es muß schwinden, nichts ist gewisser: Schuld kann wohl helfen, es zu erwerben, aber die Schuld muß wieder gesühnt werden.“

In der Geschichte des „Las Casas“ (1938), der sich mutig gegen die Liquidierung der Indianer als Kreaturen, die „ohne Seele“ und daher den Menschen nicht zuzuordnen seien, beim spanischen König verwendet, sieht Reinhold Schneider die Möglichkeit eines Protestes gegen die Judenverfolgung durch die Nazis. Der Bruch mit der NS-Diktatur ist bereits 1934 eindeutig. Reinhold Schneider gilt als „unerwünscht“; das behindert seine Publikationsmöglichkeit. Seit 1938 schreibt er meist nur kleinere Erzählungen, Essays, Flugschriften, Sonette.

„Das Gefühl, in irgendeinem, wenn auch noch so bescheidenen Sinne der herrschenden Macht entgegenwirken zu können, trug mich.“ Im zweiten Weltkrieg sind es Worte und Verse Reinhold Schneiders, die unter den Soldaten an der Front und unter den Studenten in der Heimat auf Zetteln weitergegeben werden und Hoffnung, Vertrauen, Mut einflößen, nicht vor der herrschenden Unmenschlichkeit zu kapitulieren, zu resignieren, sondern zu wissen, daß derjenige, der dem Prinzip der Sittlichkeit folgt, sein Leben erfüllt, es für ihn sinnvoll wird.

„Du bist ein Bote, und du sollst vertrauen
und das Geschick nicht fragen, das dir droht.
Dein Herz ist müde, und dein Wort ist tot,
und doch sollst du das Siegeszeichen schauen.“

Diese Verse sprechen deutlich aus, daß der Christ in dieser Welt eine Aufgabe, eine Verantwortung hat, die so bindend ist, daß er nicht Fragen nach sich selbst stellen darf, die so unbedingt ist, daß er nicht in Hoffnungslosigkeit ermüden darf. Reinhold Schneider, dieser ernste und von tiefer Humanität erfüllte Mann, litt sehr unter den faschistischen

Verhältnissen; rückschauend gebraucht er für sein Leben das Bild vom „düsteren Tage“.

Dem Druckverbot folgte Anklage wegen Vorbereitung zum Hochverrat. Eine Operation verhinderte seinen Transport nach Berlin und damit in seinen Tod. Der Genesende erlebt die Befreiung seines damaligen Wohnortes, Freiburg im Breisgau, durch alliierte Truppen. Es folgte eine kurze Zeit der Anerkennung und ungehinderter Schaffensmöglichkeit.

Reinhold Schneider weiß, daß mit dem Zusammenbruch des Faschismus kein Mensch entbunden ist von der Verantwortung für die Entwicklung, die die Menschheit nimmt. 1946 erklärt er in einer Rede in Freiburg: „Als solche, die versucht worden sind und die Gewalten kennen, sprechen wir in diesem Augenblick zur Welt: Verwahrt die Tore! Erkennt den Feind! Habt acht auf jede seiner Verkleidungen; er versteht sich auf die Sprachen, die Traditionen, die Versuchbarkeit der Völker. Erkennt und ergreift die ganze Wucht der Verantwortung.“

Mit der Aufrüstung in der BRD tritt Reinhold Schneider erneut als Mahner auf den Plan. Die ihm gezeigte Sympathie schlägt jäh um. Das katholische „Petrusblatt“ in Westberlin prangert den Dichter an und fordert, daß er als „Kommunist“ exkommuniziert werden müsse. Wieder kündigen ihm Zeitungen und Sender die Mitarbeit auf; die Buchhändler wagen nicht, seine Bücher auszulegen und zu verkaufen.

„Eine Stimme des Friedens“ wollte Reinhold Schneider sein, aber sie will eine klerikal bestimmte Kirche nicht hören; denn Klerikalismus geht es um Macht, um politische Macht, die, wenn notwendig, mit Gewalt erobert werden muß. Dem setzt der Dichter entgegen: „Das Kreuz wird nicht mehr der Macht vorangetragen.“ Ihm geht es nicht um den Sieg des Glaubens mit vielleicht fragwürdigen Mitteln, sondern um die Bezeugung des Glaubens in der Zeit. Der Christ habe das Heute zu bestehen in christlicher Freiheit und Verantwortung, und er sei verantwortlich für alle, für Mitchristen und Nichtchristen. Die Lebensformen des Bürgertums seien verbraucht. Neue Formen müßten sich bilden, und der Christ müsse offen, frei sein für die neuen Lebensformen.

Hatte ihm in der Zeit des Faschismus die Freundschaft mit Jochen Klepper manche geistige Anregung gegeben, so nähert er sich nach 1945 den Gedanken Bonhoeffers; es geht auch ihm um ein neues Selbstverständnis des Christen in der Welt. Manche machen Reinhold Schneider den Vorwurf, er reduziere den christlichen Glauben auf Ethik. Reinhold Schneider weist auf Albert Schweitzer: „Welch mächtiges Zeugnis bleibt diese tätige und leidende Existenz für den

kompromißlos als Ethiker verstandenen Christus: Welchen Sinn sollte es haben, vor dieser Lebensatsache, die Glaubensatsache ist, theologische Bedenken anzumelden.“

„Die Gedanken des Todes werden nur von den Gedanken des Friedens bezungen werden. Wir sollten sie in unbedingter Entschlossenheit leben und weitertragen und in einem jeden Streite den Frieden um Rat angehen: Er wird eine tiefere und bessere Antwort wissen als den Krieg“ (Aus „Gedanken des Friedens“, 1946). Reinhold Schneider forderte die Menschen auf, neue Gedanken zu denken; denn „Gedanken bestimmen das Klima der Tat“.

In den schlimmsten Jahren seiner Verfehlung nach 1945 war Reinhold Schneider gesundheitlich sehr angegriffen, und für Jahre konnte er das Haus kaum verlassen; von Schmerzen gequält, war er meist in stehender Weise an seinem „Arbeitsofen“ tätig. Erst 1955 konnte er wieder Reisen unternehmen. Am Ostersonntag 1958 verunglückte der Dichter tödlich. Ein von inneren und äußeren Kämpfen erfülltes Leben brach jäh ab; aber die Haltung Reinhold Schneiders wurde bestimmend für viele Christen der folgenden Generation.

Dietrich Bonhoeffer (1906—1945)

Den neuen Gedanken denken, der verheißungsvolle Taten gebiert, diesen Mut brachte der Theologe Dietrich Bonhoeffer auf. „Wir haben zu stark in Gedanken gelebt... etwas zu spät haben wir gelernt, daß nicht der Glaube, sondern die Verantwortungsbereitschaft der Ursprung der Tat sei.“ Und diese Verantwortungsbereitschaft führte ihn in den aktiven antifaschistischen Widerstand hinein.

Manche seiner Zeitgenossen haben über Bonhoeffer geurteilt, daß sein aktiver politischer Widerstand nicht eine Sache des Glaubens gewesen sei. Dieses Urteil erweckte in ihm zeitweilig Skrupel, ob sie recht hätten. Nachdenken darüber befestigte jedoch in ihm die Meinung, daß „dieser oder jener die Freistatt einer privaten Tugendhaftigkeit erreicht“, wenn er „vor der öffentlichen Auseinandersetzung“ flieht. Jedoch „nur auf Kosten eines Selbstbetruges kann er sich von der Befleckung durch verantwortliches Handeln rein erhalten“.

Bonhoeffer trifft bereits bei der „Machtübernahme“ durch Hitler eine entschiedene Absage an den Nationalsozialismus. Er verliert dadurch seine Lehrtätigkeit an der Berliner

Universität, erhält Redeverbot und wird aus der Reichs-schrifttumskammer ausgeschlossen.

In der Haft (5. April 1943 bis zu seiner Hinrichtung am 9. April 1945) schreibt er seine Gedanken nieder, wie christlicher Glaube in dieser Welt und Zeit verwirklicht werden kann. Er erkennt klar, daß die Zeit innerlicher Frömmigkeit vorbei ist, und in prophetischen Worten legt er dar, daß „das religionslose Zeitalter“ begonnen hat. Die Religion sei nur Gewand des Christentums gewesen. „Christsein heißt nicht in einer bestimmten Weise religiös sein auf Grund irgendeiner Methodik, etwas aus sich zu machen (einen Sünder, Büsser oder einen Heiligen), sondern es heißt Menschsein.“

Glaube ist für Bonhoeffer nicht ein „religiöser Akt“, sondern ein „Lebensakt“. Er legt dar, daß wir Christen aufhören müßten, Gott als Lückenbüßer einzusetzen, wenn menschliche Erkenntnis oder menschliche Kraft am Ende ist. „Nicht erst an den Grenzen unserer Möglichkeiten, sondern mitten im Leben muß Gott erkannt werden; im Leben und nicht erst im Sterben, in Gesundheit und Kraft und nicht erst im Leiden, im Handeln und nicht erst in der Sünde will Gott erkannt werden. Der Grund dafür liegt in der Offenbarung Gottes in Jesus Christus. Er ist die Mitte des Lebens und ist keineswegs ‚dazu gekommen‘, uns ungelöste Fragen zu beantworten.“

Um diese Weltzugehörigkeit des Christen geht es Bonhoeffer. „Nicht um das Jenseits, sondern um diese Welt, wie sie geschaffen, erhalten, in Gesetze gefaßt, versöhnt und erneuert wird, geht es doch. Was über diese Welt hinaus ist, will im Evangelium für diese Welt dasein.“ „Ich erfahre es bis zur Stunde, daß man erst in der vollen Diesseitigkeit des Lebens glauben lernt.“ Und über die Kirche urteilt Dietrich Bonhoeffer als einer, der in ihr gearbeitet hat: „Die Kirche muß aus ihrer Stagnation heraus. Wir müssen wieder in die freie Luft der geistigen Auseinandersetzung mit der Welt. Wir müssen es auch riskieren, anfechtbare Dinge zu sagen, wenn dadurch nur lebenswichtige Fragen aufgerührt werden.“ Die Kirche in der Selbstverteidigung wagt nichts für andere, aber „die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist“. — Diese Gedanken Bonhoeffers beginnen wir heute weiterzudenken, Erkenntnisse aus ihnen abzuleiten für das Handeln der Christen in der Welt.

Im Gefängnis in Tegel entstehen aber auch Gedichte, in denen Dietrich Bonhoeffer sich freischreibt von ihm und andere bedrängenden Nöten. Die schlichte Sprache in dem Gedicht:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag“

hat vielen gerade dadurch Trost gespendet, weil diese Verse im Angesicht des drohenden Todesurteils niedergeschrieben wurden. Erschütternd gibt ein Gedicht Ausdruck von den inneren Kämpfen des Verhafteten, die zu durchstehen waren:

„Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich träte aus meiner Zelle
gelassen und heiter und fest,
wie ein Gutsherr aus seinem Schloß.

Wer bin ich? Sie sagen mir oft,
ich spräche mit meinen Bewachern
frei und freundlich und klar,
als hätte ich zu gebieten.

Wer bin ich? Sie sagen mir auch,
ich trage die Tage des Unglücks
gleichmütig, lächelnd und stolz,
wie einer, der siegen gewohnt ist.

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?
Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?
Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen, nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?

Wer bin ich? Der oder jener?
Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?
Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?
Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.
Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!“

Albrecht Haushofer (1903—1945)

Wie der Theologe Dietrich Bonhoeffer in der Bedrängung durch die Haft und ein ungewisses Schicksal Gedichte schrieb, so wurde der Geologe Professor Albrecht Haushofer in der Auflehnung gegen die Nazibarbarei zum Dichter. Er

stammte wie Bonhoeffer aus bürgerlicher Gelehrtenfamilie und schlug wie er die Laufbahn eines Hochschullehrers ein. Nach einem Studium der Geographie und Geschichte wurde er Assistent und habilitierte mit dreißig Jahren, wurde außenpolitischer Berater von Rudolf Heß und war bis zu seiner Verhaftung 1941 Mitarbeiter im Auswärtigen Amt. Er wird amtsentlassen und erhält nach seiner vorläufigen Freilassung Revederbot.

Aus christlichem Ethos klagt er die Unmenschlichkeit des faschistischen Regimes an und schreibt Sonette von sprachlicher Strenge und starker Ausdruckskraft. Obgleich er zum aktiven Widerstandskämpfer gegen den Faschismus wurde, bekennt er sich schuldig an der politischen Entwicklung in Deutschland:

„Ich mußte früher meine Pflicht erkennen,
ich mußte schärfer Unheil Unheil nennen —
mein Urteil hab' ich viel zu lang gelenkt ...
Ich klage mich in meinem Herzen an:
Ich habe mein Gewissen lang betrogen,
ich hab' mich selbst und andere belogen —
ich kannte früh des Jammers ganze Bahn —
ich hab' gewarnt — nicht hart genug und klar!
Und heute weiß ich, daß ich schuldig war ...“

Nach der Verschwörung des 20. Juli 1944 wird Haushofer zum zweitenmal verhaftet und beim Einmarsch der Roten Armee von der SS vor dem Moabiter Gefängnis erschossen. Man findet bei ihm ein Heft mit achtzig Gedichten, das den Titel „Moabiter Sonette“ trägt. Was Albrecht Haushofer in diesen Gedichten niederschreibt, gilt stellvertretend für viele andere, die als Widerstandskämpfer gegen den Faschismus starben.

Jochen Klepper (1903—1942)

Die Schriftsteller, die Widerstand gegen den Faschismus leisteten, hatten einige vertrauenswürdige Menschen zur Seite, die an ihrer Not mittrugen, sie aufrichteten, wenn sie verzagen wollten, sie bestätigten, wenn sie in Zweifel gerieten, sie trösteten, wenn sie die Hoffnung zu verlieren drohten. Wohl gab es bei jedem einsame Stunden; aber das Wissen war da um andere, die ähnlich wie sie dachten und bei denen sie nicht vergessen waren. Vielleicht hatte sich der Kreis der Freunde und Gesinnungsgenossen verringert, oft mußte im Umgang mit Menschen Vertrauen durch Vorsicht ersetzt werden, aber hilfsbereite und treue Gesinnung waren nicht ausgestorben.

Jochen Klepper blieb ein Einsamer, er zog sich immer mehr in sich selbst zurück; aus dem „offenen Haus“, das der Dichter angestrebt hatte, war ein isoliertes Haus geworden. Diese Vereinsamung war nicht allein durch die Gegebenheiten bedingt, sondern auch durch eigenes Verhalten. Eine Not wird hier ganz allein getragen, das Vertrauen in andere Menschen ist zerstört worden. Die Verlorenheit, die über dem Leben des Dichters vor allem in den beiden letzten Jahren liegt, macht die unmenschliche Grausamkeit erschreckend offenbar, unter der das Leben vieler Menschen damals stand.

Jochen Klepper stammte väterlicherseits aus einer Pastorenfamilie; die Mutter, Französin, übermittelte den Kindern das künstlerische Erbe. Jochen Klepper schwankte schon als junger Mensch zwischen dem Beruf des Pfarrers und dem des Künstlers, entscheidet sich schließlich für das Theologiestudium. Nach reichlich vier Jahren bricht er es ab und wendet sich schriftstellerischer Tätigkeit zu. Er sieht sein Studium als eine notwendige Vorbereitung auf seinen künstlerischen Beruf an. Der Vater billigt diesen Entschluß nicht und überwirft sich mit dem Sohn. Das Zerwürfnis erhärtet sich, als Jochen Klepper 1931 mit einer jüdischen Frau die Ehe schließt.

Jochen Klepper leidet unter diesem Bruch mit dem Elternhaus sehr. Der Roman „Der Vater“ ist ohne diesen Hintergrund nicht denkbar. Der Dichter denkt nach über das gebrochene Vatersein unter den Menschen und sieht im vollkommenen Vatersein Gottes das Urbild für alles irdische Vatersein. Und mag die Wahl des Stoffes aus der Historie (das Buch handelt von dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., dem sogenannten „Soldatenkönig“) für dieses Buch nicht glücklich getroffen sein, so läßt die Verbindung mit dem biblischen Vaterbegriff eine Mißdeutung in reaktionärem Sinn nicht zu.

Neben dem Vaterbegriff spielen in Kleppers Leben und Werk noch zwei weitere Begriffe eine zentrale Rolle: das Kind — das Haus. Jochen Klepper übernahm durch seine Heirat mit einer Witwe zwei Kinder; sie sind schon zu groß, als daß sie den zweiten Mann ihrer Mutter als Vater annehmen. Sein Wunsch nach einem eigenen Kinde bleibt ihm versagt. Aber in der Bedrängnis, der seine Frau wie die Kinder als „Nichtarier“ ausgesetzt sind, wird er in echtem Sinn zum Vater, besonders für die jüngste Tochter Renate, die ihn in der Verantwortung und Fürsorge, die er für sie trägt, als Vater anerkennt.

Dem, was dem Dichter durch die Umstände des Lebens verwehrt wurde, gilt sein besonderes Nachdenken. Sehnsucht

nach dem verlorengegangenen Pfarrhaus erweckt in ihm das Streben, daß das Haus eines evangelischen Dichters etwas ähnliches werden möchte wie das Pfarrhaus: Zufluchtsstätte für Menschen, die von Fragen des Glaubens bewegt werden — das Haus als geistlicher und geistiger Mittelpunkt, wie es das Pfarrhaus in seinen besten Zeiten gewesen ist. Und das Erstrebte scheint in Erfüllung zu gehen. Viele Briefe Unbekannter erreichen den Dichter in seinem Haus in Berlin-Nikolassee. Eine besondere Freude empfindet er, als Studenten ihm seine Gedichte als Lieder vertont vorsingen.

Im Dezember 1940 wird Jochen Klepper zur faschistischen Wehrmacht einberufen. Als er zehn Monate später entlassen wird, die Verfolgung der Juden immer grausamere Formen annimmt, zieht der Dichter sich ganz in sein Haus, auf seine so hart bedrängte Familie zurück; er verallgemeinert die Feigheit einiger Freunde, die während seiner Abwesenheit seine Familie mieden. Er hat kein Vertrauen mehr zu den Menschen, erwartet von ihnen nichts mehr. Und das Haus wird immer einsamer, die Atmosphäre immer drückender, die Not immer bedrängender. Fast wie Gefangene bewegen sich die drei Menschen — die ältere Tochter war 1939 nach England emigriert — in dem gepflegten Haus in Nikolassee. Nur Reinhold Schneider ist noch gelegentlich einziger Gast im Hause des Dichters.

Obwohl die innere Not soviel Unruhe, Zerrissenheit bringt, sucht der Dichter voranzukommen an seinem Buch, das er „Das ewige Haus“ nennen will, ein Roman über Katharina von Bora. Dem ersten evangelischen Pfarrhaus will Jochen Klepper in diesem Buch ein Denkmal setzen. Über 2000 Seiten Vorarbeiten sind geleistet trotz der starken Behinderung, die sein Schaffen durch die persönliche Not erfährt; aber nur das erste Kapitel wird niedergeschrieben von dem Buch, das von dem Abbild des „ewigen Hauses“ auf Erden handeln soll als dem Ort der Geborgenheit.

Jochen Klepper gerät zunächst aus subjektiven Gründen (durch seine Ehe mit einer jüdischen Frau) in einen Gegensatz zum faschistischen Regime. Aber auch die Verantwortung vor dem Wort als Christ wie als Schriftsteller bindet ihn an innere Wahrhaftigkeit. Er zieht in der Arbeit am Wort eine Parallele zum Wort der Bibel: „Das ewige Wort im Buch des Lebens ist der Maßstab für alles irdische Wirken am Wort.“ An anderer Stelle vergleicht er das Schreiben mit dem Taufen: „Eine unausgesetzte Taufe ist das Schreiben; Namen geben, Namen geben allen Dingen, die schon ihren Namen tragen. Namen geben den Eltern und Kindern, Namen geben

der Landschaft, den Sternen, Namen geben den Leiden und Kämpfen, Namen den Lastern, Namen der Güte...“

Der Dichter stellt hohe Ansprüche an sich sowohl als Christ wie auch als Künstler; er ist kein Schreiber mit leichter Hand, er ringt sich seine Werke ab. Die Entstehung jedes seiner Bücher gleicht bei ihm dem Vorgang einer Geburt, alle Qual und Glückseligkeit erlebt er im Schreiben. „Ein Buch bereitet sich ja wohl weniger im Talent vor als im Wesen.“ Als Jochen Klepper den Plan faßt, den Roman über Katharina von Bora zu schreiben, sagt er bereits 1937: „Das Buch wird bitterschwer.“ Und es wurde von Jahr zu Jahr schwerer, an ihm zu arbeiten, weil der Dichter an jedem seiner Bücher mit innerstem Wesen beteiligt war. Er schrieb am „ewigen Haus“, als sein irdisches Haus zerbrach.

Die Gedichte Jochen Kleppers stellen etwas Neues dar. Eine Tradition war von ihm aufgenommen worden, die abgerissen zu sein schien; die „Lieder“ Jochen Kleppers sind eine gesunde Fortführung der evangelischen Lieddichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Bei der „Erbauungslyrik“ war der Glaube wie eine Hülle von außen übergeworfen, in der evangelischen Lieddichtung aber war Glaube in Dichtung umgesetzt worden. Dasselbe gelingt Jochen Klepper in einer neuen, herben und zugleich innigen Weise. Keine frommen Phrasen, keine gereimte Dogmatik füllen die Zeilen. Glaubenserfahrungen werden hier Dichtung, die den Menschen anrührt, bewegt, nicht aber „rührt“ wie die Erbauungslyrik.

Als der Dichter keine öffentliche Anerkennung und Ehrung mehr erfährt, erfüllte ihn das Echo, das seine Lieder unter den Menschen auslösten, mit Dankbarkeit. Diese „stille Anerkennung“ gibt ihm für einige Zeit Hoffnung und Mut. Im Herbst 1940 schrieb Jochen Klepper in sein Tagebuch: „Manchmal denke ich, weil ich die Kühle, das Abendwerden, den Herbst, das sich neigende Jahr so liebe, wird meine eigentliche Zeit vielleicht einmal das Alter sein.“ Hier schwingt noch Hoffnung mit, daß Jochen Klepper der letzte bittere Weg erspart bliebe, er die ihm anvertrauten Menschen — er sieht dieses Anvertrauen vom Glauben her — schützen könne.

Jedoch das unmenschliche Vorgehen gegen die Juden, das alle früher gehegten Befürchtungen übertrifft, zerschlägt alle Hoffnung in dem Dichter. Er weiß, daß ein gemeinsamer freiwilliger Tod der Familie im letzten Grunde Hinwerfen des Vertrauens ist. Er quält sich mit diesem Gedanken ab und kommt zu dem Schluß, daß der zur letzten Verzweigung getriebene Mensch den freiwilligen Tod, auf die Barmherzigkeit Gottes vertrauend, im Glauben vollziehen dürfe. Er findet

es unsäglich schwer, den Tod vorzubereiten, da sie doch leben möchten. Aber der Demütigungen und Qualen waren zuviel gewesen, hatten zu lange gewährt, so daß er die drohende Deportation von Frau und Tochter nicht auf sich nehmen will.

Er vertraute Gott mehr als den Menschen und schied mit den Seinen am 10. Dezember 1942 aus dem Leben. Drei Särge nebeneinander vor drei offenen Gruben auf dem Friedhof bei der Kirche am Nikolassee wurden von den Anwesenden wie ein Urteilsspruch empfunden. Der Lektor Karl Pagel berichtet darüber: „Jeder empfand den lähmenden Schrecken, der von den drei Särgen ausging. Verbissenes Schweigen verhüllte die Erschütterung, die alle bewegte.“

Ergreifenden Ausdruck fand die Situation, in der Jochen Klepper sich befand, in der ersten Fassung der letzten Strophe seines Neujahrsliedes:

„Der du allein der Ew'ge heißt
und Anfang, Ziel und Mitte weißt
im Fluge unsrer Zeiten:
Laß, sind die Tage auch verkürzt,
wie wenn ein Stein in Tiefen stürzt,
uns dir nur nicht entgleiten.“

Werner Bergengruen (1892—1964)

war mit Jochen Klepper durch gemeinsame Gesinnung freundschaftlich verbunden. Bei persönlichem Kennenlernen 1938 war es für Jochen Klepper eine Aufrichtung aus eigener Not gewesen, als er erfuhr, wie tapfer Werner Bergengruen den Anfeindungen durch das Naziregime Trotz bot.

Werner Bergengruen war für viele Menschen in der Zeit des Faschismus ein Halt durch seine klare Absage an die Gewaltherrschaft der Faschisten. Er ist kompromißlos, wenn es um die Verantwortung des Menschen vor Gott geht. Bergengruen sieht sie zugleich als eine Verantwortung für die Welt an. In Geschichtsromanen wie „Der Großtyrann und das Gericht“ und „Am Himmel wie auf Erden“ drückt sich aus, daß er konsequent die Unmenschlichkeit der Nazi-Regierung verneint. Das Echo der sich getroffen fühlenden Machthaber blieb nicht aus: Ein Teil seiner Bücher wurde verboten, 1937 erfolgt der Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer, Anfeindung in Zeitschriften und Zeitungen.

Bergengruen sagt von seinen historischen Erzählungen und Romanen, sie seien „nicht historisch, wenn ihre Handlung

sich auch in einer vergangenen Welt vollzieht. Es geht in ihnen ja nicht um eine geschichtliche Problematik, sondern um eine, die allen Zeiten gemeinsam ist.“ Er sieht die Geschichte wie die Natur als eine Erscheinungsform organischen Lebens an; aus ihnen lasse sich Erkenntnis ableiten für das gegenwärtige Leben, in ihnen spiegele sich das Walten ewiger Ordnungen wider, und der Schriftsteller habe die Aufgabe, diese ewigen Ordnungen offenbar zu machen.

Werner Bergengruen, aus Riga stammend, beherrschte die russische Sprache und war ein Freund russischer Literatur. Er übersetzte Werke von Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi und lernte von dem Stil dieser Meister des 19. Jahrhunderts, wie er selbst dieser Erzählweise treu blieb, aber durch sprachliche Sauberkeit und Strenge ihr einen eigenen Ausdruck verlieh.

1952 bekannte sich Bergengruen in einem öffentlichen Streitgespräch zu der humanistischen Aufgabe der Kunst. Eine Zeile aus einem seiner Gedichte lautet: „Gott hat jeden gesetzt, des Bruders Hüter zu sein.“

Im Jahr 1956 zog Werner Bergengruen nach Baden-Baden, wo er Freundschaft mit Reinhold Schneider pflegte, der ebenfalls dort wohnte. In ihrem Wirken aus christlich-humanistischer Gesinnung wußten sie sich verbunden, und so wird es vielfach als Zeichen empfunden, daß die Gräber dieser beiden Dichter nahe beieinanderliegen. Reinhold Schneider schrieb in einer Würdigung für seinen Freund: „Eine Kraft aber ist stärker als alle Bedrohungen: es ist die Liebe, die, zwischen Menschen erblühend und fortblühend, die Schöpfung und eine jede Schickung umfaßt.“

Beide Dichter standen trotz einiger Verschiedenheit, die sie trennte, in der Liebe, die sich verantwortlich weiß für die Menschen in dieser Welt, in deren Herzen trotz allem Unvollkommenen und Bedürftigen „etwas beschlossen liegt, welches der Sinnesart des Falken entspricht“, wie Bergengruen in seiner Novelle „Die drei Falken“ einen weisen Falkner sagen läßt. Zu Freiheit und Menschenwürde ist der Mensch bestimmt, und daß sie dem Menschen bewahrt bleibe, darüber hat der Mensch zu wachen. In diesem Sinne ist das Schaffen Werner Bergengruens zu verstehen.

Ricarda Huch (1864—1947)

war gerade fünfzig Jahre alt geworden, als der erste Weltkrieg ausbrach. Sie gehörte damals zu den wenigen, die sich nicht vom Taumel blinder patriotischer Begeisterung hin-

reißen ließen. 1912 bis 1914 war von ihr das dreibändige Werk „Der große Krieg in Deutschland“ erschienen. Hier ging es ihr aber nicht um eine Verherrlichung des Krieges, sondern um die Not der Menschen, die unter einem Krieg unsäglich leiden; im Buch über Garibaldi läßt sie diesen sagen: „Der Krieg ist ein Fluch Gottes.“ Die Dichterin fand sich bei Ausbruch des ersten Weltkrieges durch ihre Haltung zu allem Kriegsgeschehen isoliert von den anderen Menschen; erst der Verlauf des Krieges gab ihr recht.

Überhaupt zeichnete sich Ricarda Huch dadurch aus, daß sie mutig wagte, Gedanken zu äußern, die wahr und richtig waren, aber für die vielen befremdend wirken mußten, die die Gegenwart rückwärtsgerichtet durchlebten. 1919 schreibt sie in einem Brief: „Daß Deutschland einmal verwirklichen wird, was Gesundes und Zukunftsvolles im Bolschewismus lebt, glaube ich trotz alledem“ und: „In Deutschland haben nur mehr, wie es scheint, die Bolschewisten Kraft, Energie, Unternehmungsgeist, und wenn das so ist, gehört ihnen die Zukunft mit Recht.“

Mit dem Jahr der „Machtergreifung“ durch Hitler wird Ricarda Huch sofort eine Entscheidung abverlangt, die sie ohne Zögern trifft: Als Heinrich Mann und Käthe Kollwitz aus der Akademie der Künste ausgeschlossen werden, tritt sie ihrerseits aus der Akademie aus und begründet ihre Haltung wie folgt: „Daß ein Deutscher deutsch empfindet, möchte ich fast für selbstverständlich halten; aber was deutsch ist, und wie Deutschum sich betätigen soll, darüber gibt es verschiedene Meinungen. Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das protzlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll.“ Sie erklärt freimütig ihre Achtung und Sympathie für Alfred Döblin, der als Nichtarier sofort aus der Akademie entfernt wurde.

Schon 1923 hatte sie die nationalsozialistische Bewegung in München kennengelernt und damals geäußert, daß ihr „der Ekel bis an den Hals gehe“.

Die 69jährige Schriftstellerin schließt sich keiner organisierten Widerstandsbewegung an, aber sie macht aus ihrer Ansicht kein Hehl und nimmt jede Gelegenheit wahr, Verfolgten des Naziregimes zu helfen und die Verzagten durch ihre mutige, aufrechte Haltung zu stärken. Der Schwiegersohn Dr. Böhm, dem eine Professur in Freiburg zugesagt worden war, wurde aus politischen Gründen nach Jena versetzt. Ricarda Huch überlegte, ob sie in die Schweiz über-

siedeln sollte, will sich aber nicht von der Familie trennen und zieht nach Jena.

Kaum hat sie sich etwas in der neuen Stadt eingelebt, als sie bei einer geselligen Zusammenkunft mit Worten Partei für die Juden ergreift; denn sie findet es unfair, die ohnehin verfolgten Menschen zu schmähen. Es erhebt sich eine leidenschaftliche Debatte, und ihr wird von einigen anwesenden Hitler-Anhängern heftig widersprochen; die Anwesenden schweigen feige, nur Dr. Böhm verteidigt die Dichterin. Beide werden angezeigt, und ein Ermittlungsverfahren wegen „Vergehen gegen das Heimtückegesetz“ wird gegen sie angestrengt. Dr. Böhm verliert seine Stellung.

Hatte das hohe Alter der Dichterin sie gehindert, sich einem organisierten Widerstand anzuschließen, sucht sie dennoch Verbindung mit Menschen, die den Mut aufbringen, etwas gegen die Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit zu unternehmen. Über die Deportation jüdischer Menschen schreibt sie: „Das ganze Volk sollte aufstehen und sich wehren, es ist entsetzlich.“ Sie tritt in Verbindung mit dem Theologen Helmuth Gollwitzer, bekennt sich zum katholischen Bischof von Münster, der eine aufrechte, unbeugsame Haltung gegenüber dem faschistischen Regime einnimmt, vor allem in der Frage der sogenannten Euthanasiegesetze, und erklärt sich mit Martin Niemöller solidarisch.

Hatte das NS-Regime noch 1933 um die Dichterin geworben, zählt sie nun zu den unerwünschten Autoren; ein Teil ihrer Bücher steht auf den Verbotslisten, Neuerscheinungen werden negativ beurteilt, am 80. Geburtstag wird ihr keinerlei öffentliche Ehrung zuteil. Eine kleine Gruppe antifaschistisch eingestellter Studenten bringt ihr am Morgen ein Ständchen und bekundet, daß die Dichterin bei einem Teil der Jugend unvergessen ist. Ihre ehrwürdige Gestalt wird in Jena für viele Menschen zu einem Zeichen, daß Korruption, Grausamkeit, Unmenschlichkeit wohl die Gewalt an sich gerissen haben, aber „das andere“ noch da ist.

1942 erhielt die Dichterin in Zürich das goldene Dokortdiplom, und sie konnte zu seiner Entgegennahme in die Schweiz reisen. In ihrer Dankesrede sagt sie: „Erst der Weltkrieg weckte mein Interesse für die Gegenwart, und seitdem hat es sich fortwährend gesteigert. Ich habe nun gefunden, daß man, wie man sagt, man könne die Gegenwart nicht verstehen, ohne die Vergangenheit zu kennen, auch sagen kann, ohne die Gegenwart zu kennen, könne man die Vergangenheit nicht verstehen.“

Und weil Ricarda Huch die Vergangenheit von der Gegenwart her versteht, hat sie für die sich in der Gegenwart

abspielenden Ereignisse einen geschärften Blick, auch einen Blick für gesellschaftliche Zusammenhänge und Entwicklungen. Sie spricht vom Riesenkampf zwischen Faschismus und Bolschewismus und bürgerlicher Welt, kommt zu dem Schluß, daß die bürgerliche Welt nicht siegen wird. Sie stellt sich gegen sogenanntes gottergebenes Duldertum, das die Entwicklung der Menschheit sich selbst überläßt: „Wie rätselhaft ist alles Geschehen — es still gefaßt mit Frömmigkeit als gottergeben hinzunehmen, das kann man doch nicht mehr.“

Christlicher Glaube darf sich der gesellschaftlichen Probleme nicht enthalten: „Viele Menschen verböhren sich in den Irrtum, als könnten sie Gott lieben, ohne den Nächsten zu lieben; daß aber die Liebe Gottes und des Nächsten unzertrennlich zusammenhängen, wird klar, wenn man bedenkt, daß Gott der Wille zum Ganzen, das Maß zwischen den ungleichen Vielen ist, die Harmonie ist.“

Marie Baum, seit den Züricher Jugendtagen mit Ricarda Huch in herzlicher Freundschaft verbunden, schrieb über die Glaubenshaltung der Dichterin: „Vom Glauben ergriffen und getragen, demütig vor Gott und durch seine Kraft mutig, ja, wo es not tut, unbeugsam vor den Menschen, immer erfüllt von Liebe.“

Nach 1945 war es für Ricarda Huch eine Selbstverständlichkeit, soweit ihre durch den Krieg angegriffene Gesundheit es zuließ, an einer neuen Ordnung mitzuarbeiten. Sie leitete als Alterspräsidentin die erste Sitzung des Thüringer Landtages, sie arbeitete im Kulturbund und in der CDU mit, sie schrieb eine Neujahrsbetrachtung zum Jahreswechsel 1945/46 zur deutschen Schuldfrage und begann ein Buch über die deutschen Widerstandskämpfer, von dem aber nur das erste Kapitel über Hans und Sophie Scholl fertig wurde.

1947 nahm sie am Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß teil. Sie spricht dort das Schlußwort, ergriffen erheben sich die Anwesenden von den Plätzen, sie spüren: die Worte, die Ricarda Huch zu ihnen spricht, sind Worte des Abschieds, sie stellen ein Vermächtnis dar, das sie weitergibt an die nachfolgende Generation. Johannes R. Becher fand auf diesem Kongreß ehrende Worte für die Dichterin: „Wir werden stets dankbar sein, daß wir in diesem unserem tiefsten deutschen Unglück... Menschen wie Ernst Wiechert und Ricarda Huch haben.“

Ricarda Huch kann als Mensch zwischen den Zeiten gekennzeichnet werden: Dem Bürgertum entstammend, die guten bürgerlichen Traditionen fortentwickelnd, war sie offen für das Neue, Kommende. Über das Kommunistische Manifest schrieb sie: „Es war eine gute, schneidende Waffe, ge-

schmiedet von zwei jungen heroischen Menschen an der Glut ihrer genialen Energie. Aber es war mehr als eine Waffe für den Augenblick, es war ein Markstein zwischen zwei Epochen, ein Grundstein zum Neuaufbau Europas.“

Ernst Barlach (1870—1938)

gehörte wie Ricarda Huch zu den Künstlern der älteren Generation, die bei der „Machtübernahme“ durch die Faschisten ein ausgeprägtes, reifes Werk vorzuweisen hatten, die in sich geschlossene Persönlichkeiten darstellten. Ernst Barlach ist von tiefem Glauben an die unzerstörbare Würde des Menschen getragen und hofft darauf, daß einmal die Zeit kommen wird, da diese Würde nicht mehr bedroht und in der eine Vervollkommnung menschlicher Verhältnisse möglich sein wird. Dieser sieghafte Glaube wird sowohl in seinem bildnerischen wie in seinem schriftstellerischen Schaffen offenbar.

Bei Barlach lag wie bei manchen anderen Künstlern (z. B. Michelangelo, Goethe, Stifter, Gerhart Hauptmann) eine doppelte Begabung vor: Er rang in jungen Jahren darum, ob er dem bildnerischen Schaffen oder der Schriftstellerei den Vorzug geben sollte. Er entschied sich für das erstere, hat aber zeitlebens sich schriftstellerisch betätigt bis hin zur Dramatik. Ab 1910 engagierte er sich neben der Bildhauerei in besonderer Weise für die schriftstellerische Arbeit. 1919 wird er Mitglied der Akademie der Künste.

Wie Ricarda Huch protestiert er gegen den Ausschluß von Heinrich Mann und Käthe Kollwitz aus der Akademie. Bald danach setzt das Kesseltreiben gegen ihn ein, das seine Person wie sein Werk zu vernichten trachtet. Man verleumdet ihn als „Juden“, bezeichnet seine Kunst als „entartet“ und ihn selber als „Kulturbolschewisten“. Seine Plastiken werden beschlagnahmt, abgerissen, zerstört, die Aufführung seiner Dramen verboten, seine Bücher verbrannt, Schmähartikel über ihn und sein Werk reißen in Zeitungen und Zeitschriften nicht ab, es folgen Ausstellungsverbot, Ausschluß aus der Akademie der Künste. Ein gehetztes Leben für Ernst Barlach beginnt. 1937 bezeichnet Barlach als „das schlimme Jahr“, in dem etwa 17 000 Kunstwerke in Museen und öffentlichen Sammlungen beschlagnahmt werden, darunter 381 Werke Barlachs. Viele Monate hindurch versteckte sich Barlach in seinem eigenen Haus, weil er seines Lebens nicht mehr sicher sein konnte.

1933 hatte Barlach geschrieben: „Nachdem die Konzentrationslager zu statutengerecht verwalteten Behältnissen geworden, worin der angeblich begnadete Teil der Nation den unbegnadeten beim Genicke hat, mag ich nicht länger schweigen. Wo anders wäre dann der Platz, an dem wir getröstet würden, als mitten unter den Verfolgten und Bedrängten.“ Mit dem feigen Schweigen und dem erzwungenen Schweigen oder Verstummen setzt sich Barlach in seiner Rundfunkrede „Künstler zur Zeit“ auseinander: „Erniedrigend ist beides, das Schweigen sowie die Erzwingung des Schweigens. Wenn ein Künstler etwas nicht gestalten darf, weil die Verwirklichung seines glühendsten Wunsches von dem weltanschaulichen Katechismus der Entscheidungsinstanzen im weit und breiten Feld nicht zugelassen wird, muß das nebenbei erniedrigend heißen... Aber die in sonstigen Dingen äußerst versierte Zeit ergibt sich einer hanebüchernen Ausschweifung im Erdrosseln des Atems, dessen Laute ihrer eigenen Formulierung nicht gleichen. Die Legende von der Gedankenfreiheit, die einmal immerhin kniefällig erbeten werden durfte, ist eine umstürzlerische, ja landesverräterische Ehemaligkeit geworden, von der man besser nicht spricht.“

Bangigkeit kommt bisweilen den Künstler an, ob er dem auf ihn einstürmenden Nervenkrieg gewachsen sein werde: „Ich habe nur Furcht vor dem einen, mürbe und kleinmütig zu werden, angepaßt zu werden.“ Vielerlei Mittel bedienen sich die Faschisten, um Ernst Barlach „mürbe“ zu bekommen: Anonyme Drohbriefe werden ihm geschickt, diffamierende Plakate an sein Haus geheftet, ihm die Fensterscheiben eingeschlagen, SS- und SA-Männer umstreichen sein einsam gelegenes Anwesen am Heidberg bei Güstrow, die Zeitungen überschlagen sich in verunglimpfenden Artikeln gegen Barlach. Alfred Rosenberg nennt ihn „halbidiotisch“. Der Museologe und Denkmalpfleger Dr. Heise aus Lübeck, der sich für ihn und seine Kunst einsetzt, wird entlassen; kaum einer mehr wagt es, für Barlach Partei zu ergreifen. Anna von König, Frau des Porträtmalers Leo von König, hatte den Mut, bei der Ausstellung „Entartete Kunst“ vor einem Werk Barlachs einen Kranz niederzulegen.

Barlach spricht von einer „hetzenden Anonymität“, die nicht zu fassen ist, von einer „langsamen Hinrichtung“, die an ihm vollzogen wird. Von Natur aus ernst und grüblerisch veranlagt, brachte die ständige Bedrohung seines Lebens, die Vernichtung seines Werkes den Künstler an den Rand der Kräfte. Bisweilen tritt der Gedanke an ihn heran, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Besonders stark wird die Versuchung dazu, als die Nazis den Engel im Güstrower Dom

rauben und zerstören. Die Überlegung aber gewinnt Oberhand, daß er mit diesem Schritt den NS-Machthabern zu Willen wäre und er ihnen den Sieg über ihn einräumen würde.

„Dies Land war sein, und es hielt ihn am Leben, damit er Zeugnis ablege von einer deutschen Art, die sich vor der Macht von Verbrechern nicht beugte und vor Henkern und Schlächtern zu Kreuz nicht kroch. Für diese Art Deutschland mußte er weiter eintreten, solange er durchhielt mit seinem langsam hinschwindenden Leib.“ Mit diesen Worten würdigte Franz Fühmann in dem Buch „Das schlimme Jahr“ die Haltung Barlachs in der Zeit schwerster Anfechtung.

Ernst Barlach hält sich tapfer aufrecht und gesteht, daß die Schmähung seiner Werke durch die NS-Machthaber in Wirklichkeit eine Bestätigung dafür darstellte, daß sie gut seien. Zwischen den Faschisten und ihm ist keine Mitte, kein Kompromiß möglich, sie verhalten sich zueinander wie „Schatten und Licht“, wie „Lüge und Wahrheit“. Ein Jahr vor seinem Tode malte Leo von König seinen Freund Ernst Barlach: ein todtrauriges Gesicht, ratlose Augen, Gram und Todesmüdigkeit um die Mundwinkel.

Schon viele Jahre herzleidend, zehrt das gehetzte Dasein seine Kräfte vollends auf; im Oktober 1938 stirbt Barlach, erst 68jährig. Käthe Kollwitz zeichnete den Freund auf dem Totenbett und berichtet, daß es jeden ergriffen habe, wie Barlach im Sarge lag, den Kopf seitwärts abgewendet, als ob er sich verbergen wolle. Die Hände, weggestreckt, nebeneinanderliegend, spiegeln nicht das Bild eines in der Hoheit des Todes Ruhenden wider, sondern erwecken den Eindruck, daß noch die Gebärde des Toten absagt „dem Ungeist“ des Faschismus. Alle, die an den offenen Sarg traten, empfanden diese Haltung symbolisch. An seinem Grabe versammeln sich gute Freunde, die ihn verehrten, seine Kunst zu würdigen wußten, wie Käthe Kollwitz, Karl Schmidt-Rottluff, Georg Kolbe, Max Planck, Hermann Hesse, Ernst Wiechert, Hans Leip, Manfred Hausmann, Hans Franck, Oskar Loerke, Leo von König.

In einer Zeit des forcierten Scheinheldentums waren die in Holz gebildeten Gestalten Barlachs bar allen Scheins, von tiefer, ergreifender Menschlichkeit, und forderten den Haß der braunen Machthaber heraus. Auch in seinem schriftstellerischen Werk sehen sich die Faschisten entlarvt; denn vor allem in seinen Dramen setzte sich Barlach „mit der dumpfen geistfeindlichen, seelenmordenden Enge“ („Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller“) der bürgerlichen Alltagswelt auseinander.

In einem Nachruf im Oktober 1938 aus Paris nimmt Carl Westheim Stellung zu der Schmähung der Nazis, Barlachs Kunst sei „artfremd“, und schreibt, daß „das Volk in seiner Kunst Geist von seinem Geiste erlebte: nämlich Menschlichkeit und soziale Brüderlichkeit — ein Ethos, das dem Faschismus in der Tat so fern liegt, daß er sie als ‚artfremd‘ empfinden muß.“

In einem von Barlachs Taschenbüchern ist eine Skizze enthalten, die überschrieben ist „Im Wind“. Eine Frau schreitet aus, kräftig, von gerader Haltung, sie trotz dem Wind, die Augen blicken in die Ferne, als sähen sie schon die Zeit, da der Wind aufgehört hat zu zerren, zu reißen, Kraft abzufordern, wo das gelassene, ruhige Schreiten sein wird. Noch ist der Augenblick der Windstille nicht da, es gilt sich zu behaupten, den Sturm durchschreitend zu überwinden. Was Ernst Barlach schuf, geschah in diesem Sinne: durchschreitend die stürmische Zeit und doch voll Gewißheit, daß einmal der Sturm überwunden sein wird. Barlach erlebte die Zeit ruhigen Schaffens nicht mehr; die Nachwelt aber entdeckte Ernst Barlach neu in seinem bildnerischen Werk wie in seinen Aufzeichnungen und Briefen.

Aus Anlaß einer Barlach-Ausstellung 1952 schreibt Bertolt Brecht: „Alle diese Plastiken scheinen mir das Merkmal des Realismus zu haben: sie haben viel Wesentliches und nichts Überflüssiges. Idee, wirkliche Vorbilder und Material bestimmen die beglückende Form. Auch die Liebe zum Menschen, der Humanismus Barlachs sind unbestreitbar. Freilich gibt er dem Menschen wenig Hoffnung... Wenn ein Traktorist von heute diese herrlichen Darstellungen armer Menschen dennoch mit Gewinn zu betrachten vermag, so deshalb, weil der Künstler seiner so lange unterdrückten Klasse in einer vertierten Welt geradezu das Monopol der Menschlichkeit aufdrückt.“

Schluß

Gerald Götting sagte in seiner Rede zum Gedenken der antifaschistischen Widerstandskämpfer christlichen Glaubens: „Was sie uns vorgelebt und wofür sie mit ihrer ganzen Person eingestanden haben, wird von uns unter neuen gesellschaftlichen Verhältnissen aufgenommen, weitergeführt und vollendet.“

Stand bis 1933 im großen und ganzen die sogenannte „christliche Literatur“ abseits von der Literatur der Zeit —

sie hatte ein Sonderdasein, wie auch der Christ vielfach wähnte, ein Sonderdasein beanspruchen zu können —, so zeigte sich gerade in den Jahren des antifaschistischen Widerstandes, daß die menschlichen Werte, die menschliche Würde nur gewahrt und der Friede nur erhalten bleiben, wenn gegen die Tendenzen der Unmenschlichkeit nicht einzelne aufstehen und einen tapferen, aber einsamen Kampf führen, sondern wenn sie voneinander wissen und sich verbinden zu gemeinsamem Wollen und Handeln. Subjektives Humanitätsstreben ist zwar hochachtungswert, aber zum Scheitern verurteilt, weil Humanität nur erfolgreich durchgesetzt werden kann, wenn sie in gesammelter Kraft vertreten wird, wenn zielgerichtet gesellschaftswissenschaftliches Wissen eingesetzt wird, damit in konkreten Situationen wirksame Entscheidungen getroffen werden können.

Zwar wird die Arbeit des Schriftstellers allein am Schreibtisch entstehen; jedes Wort, jeder niedergeschriebene Gedanke ist durch die persönliche Eigenart des Schreibers geprägt, geht durch das Subjekt des Autors hindurch. Jedoch steht der Schriftsteller als Mensch in seiner Zeit, er ist ein Teil der ihn umgebenden Welt, und der Hauptgegenstand seiner Darstellung ist der Mensch. Werden diese gesellschaftlichen Bezüge außer acht gelassen, führt das subjektive Schaffen zu einem subjektivistischen Werk. Nur dann, wenn der Schriftsteller Partei ergreift für den Menschen in seiner Zeit im Sinne des Fortschritts zu Höherem, Besserem, wenn in seiner Darstellung vom Menschen etwas sichtbar wird von dem, das auf eine Änderung der Verhältnisse zugunsten des Menschen und seiner Höherentwicklung zielt, wird er seiner Pflicht gerecht, die — wie Ilja Ehrenburg einmal feststellte — darin besteht, „den Menschen zu zeigen, den Menschen zu schützen, den Menschen zu erheben“.

Ein schöpferischer Mensch kann sich nicht indifferent verhalten zu den Menschen seiner Zeit, es gibt auch keine Neutralität gegenüber dem Geschehen in der Zeit, immer entscheidet sich der Mensch für etwas und für jemand. Im Werk der Schriftsteller christlichen Glaubens im antifaschistischen Widerstand wird sichtbar, wie sie — von welcher Position sie auch kamen — Partei ergriffen für den Menschen in ihrer Zeit, sie sich der Barbarei der Faschisten entgegenstellten und den entwürdigten Menschen zu schützen, zu verteidigen suchten, stellvertretend für ihn ihm Stimme gaben. An ihnen wurde erkennbar, daß es keine unpolitische Gegenwart gibt, daß Parteiergreifen für den Menschen im Sinne der Humanitas immer auch eine politische Entscheidung ist, indem der Verfechter der Menschlichkeit sich auf die Seite

der Kräfte stellt, die willens sind, wahre Menschlichkeit durchzusetzen, und — vielleicht aus vereinzelter Ausgangsposition herkommend — an die Seite aller demokratischen, fortschrittlichen und friedliebenden Kräfte tritt; denn nur wenn Frieden, Demokratie, Fortschritt verwirklicht werden, kann sich der Mensch als Mensch verwirklichen und entfalten.

Gegner des Fortschritts heute versuchen Einfluß zu nehmen auf die Schriftsteller und Künstler, die unter sozialistischen Verhältnissen leben, und wollen ihnen suggerieren, daß ihre Werke zeitlos sein müßten; sie verstehen darunter ein Herauslösen des Künstlers aus Gesellschafts- und Zeitbezogenheit, sie sollen verzichten auf den Kampf für hohe menschliche Werte. Damit aber wird alle Kunst funktionslos; angestrebte Zeitlosigkeit im Sinn einer unpolitischen Gegenwart führt zu einer leidenschaftslosen und damit farblosen Darstellung. Der Autor ist von dem Gegenstand, den er beschreibt, nicht ergriffen, und so hat er keine wirkliche Aussage über den Menschen für den Menschen zu machen, er ist ein an der Zeit Unbeteiligter. Alle Schriftsteller der Vergangenheit, deren Werke wir heute als „zeitlos“ empfinden, das heißt als gültig über ihre Zeit hinaus, schrieben ihre Werke in leidenschaftlicher Auseinandersetzung mit rückständigen Verhältnissen und Verhaltensweisen in ihrer Zeit und waren Sprachrohr aller nach vorn gerichteten, vorwärtsstrebenden Kräfte ihrer Zeit; in ihren Werken war ein Stück Zukunft vorweggenommen, wie überhaupt alle gegenwärtigen Aufgaben in der Sicht von morgen gesehen und erfüllt werden müssen.

Wir sprechen heute von einem abstrakten und einem realen Humanismus. Ein abstrakter Humanismus bleibt Illusion; denn Humanismus kann nur verwirklicht werden, wenn viele Menschen sich um seine Durchsetzung bemühen, er verwirklicht sich im konkreten Handeln. Nur wenn die politischen und sozialen Voraussetzungen und Bedingungen geschaffen werden, daß humanistisches Handeln weitreichend möglich wird, ist die Verwirklichung des Humanitätsgedankens kein Wunschbild, kein in unendliche Fernen gerücktes Ziel, sondern Humanität wird zu einer realen Größe. So ist realer Humanismus stets auch politischer Humanismus.

Gerade bei den Schriftstellern christlich-humanistischer Prägung im antifaschistischen Widerstand läßt sich ablesen, wie in der verschärften Krisensituation die Vertreter eines abstrakten Humanismus zu der Position eines streitbaren Humanismus geführt werden, wie er politischen Charakter annimmt, weil es in der Auseinandersetzung mit dem Faschismus um Schaffung von Verhältnissen geht, die möglich machen, daß der Humanitätsgedanke verwirklicht werden

kann. In der Zeit des Hitlerregimes bedeutete das, daß der Faschismus beseitigt werden mußte, weil sein Charakter zutiefst unmenschlich war, wessen sich die braunen Machthaber unverhohlen rühmten.

Das kapitalistische System gibt nur einem abstrakten Humanismus Raum; denn die gesellschaftlichen Verhältnisse tragen hier inhumanen Charakter. Ein abstrakter Humanismus bedeutet für die kapitalistische Gesellschaftsordnung keine Gefahr. Solange der Humanitätsgedanke nicht konkrete Gestalt annimmt, werden alle Äußerungen humanistischer Gedanken mißbraucht, um die unmenschlichen Ziele des Imperialismus zu bemänteln, zu verschleiern. Günter Anders formulierte, daß es keine „Welt an sich“ gebe, nur eine „Welt für uns“, und sie gilt es menschlich zu gestalten.

Die von den Schriftstellern und Künstlern christlichen Glaubens im antifaschistischen Widerstand ausgehende Traditionslinie führen wir heute weiter; denn noch muß den anti-humanistischen Kräften in der Welt die Stirn geboten werden. Der Christ weiß sich der Verwirklichung des Humanitätsgedankens vom christlichen Ethos her verpflichtet. Angesichts drohender nuklearer Waffen, der Methode des Genozids und Biozids ist dem Schriftsteller und Künstler christlichen Glaubens nicht mehr erlaubt, fromme Idyllen darzustellen; er weiß sich in seinem Gewissen gebunden, mit seiner ganzen Person einzutreten für die großen humanistischen Aufgaben, die unsere Epoche stellt. Sie sind: Erhaltung des Friedens, Aufhebung aller Ausbeutung des Menschen, Befreiung aller kolonial unterjochten Völker und Kampf gegen jede Art von Rassendiskriminierung, Beseitigung des Hungers in der Welt durch Förderung und Entwicklung der Menschen in den schwach entwickelten Ländern. Wohl lebt ein Drittel der Menschheit bereits in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung; aber es steht der allgemeinen Durchsetzung des Prinzips der Menschlichkeit im Imperialismus ein hartnäckiger Gegner gegenüber. Noch stehen wir in der Auseinandersetzung zwischen Altem und Neuem, zwischen Gestern und Morgen, zwischen Imperialismus und Sozialismus. In dieser Auseinandersetzung gilt es Partei zu ergreifen für das Neue, das Morgen, für den Sozialismus.

Der Künstler und Schriftsteller hat die Welt für seine Zeit immer wieder neu zu entdecken; er spricht in seinem Werk nicht allein die Sinne und die Vernunft des Menschen an, sondern rührt in besonderer Weise die emotionale Seite im Menschen an. Damit er das Herz des anderen Menschen erreicht, muß er etwas von Herzen sagen können; er muß

seine ganze Persönlichkeit in sein Schaffen legen, will er seiner Zeit Ausdruck verleihen. Bonhoeffers Wort „Unser Verhältnis zu Gott ist kein religiöses zu einem denkbar höchsten Wesen, sondern unser Verhältnis zu Gott ist ein neues im Dasein für andere, in der Teilnahme am Sein Jesu“ mit Leben zu füllen ist die Aufgabe des Christen. Der Schriftsteller christlichen Glaubens wird sein Schaffen in dem Sinne verstehen, daß er hilft, die Menschen bereit zu machen, allen inhumanen Kräften den Kampf anzusagen und sich für die Durchsetzung der Menschlichkeit in der „Welt für uns“ einzusetzen; denn er weiß, daß im gequälten Menschenbruder uns Gott begegnet.

- 167 Günter Wirth: Christliche Ethik und sozialistische Wirklichkeit
- 168 Metropolit Nikodim von Leningrad und Nowgorod: 50 Jahre Moskauer Patriarchat (1917–1967). Mit einem Vorwort von Gerald Götting
- 170 Werner Wünschmann: Kultur hilft unser Leben meistern
- 171 Walter Bredendiek: Zwischen Revolution und Restauration. Zur Entwicklung im deutschen Protestantismus während der Novemberrevolution und in der Weimarer Republik
- 172 Metropolit Nikodim: Auftrag und Verantwortung der Gläubigen bei der Erhaltung des Weltfriedens
- 174 Günter Wirth: Der Leninismus und die bürgerlich-demokratischen Kräfte
- 175 Wolfgang Gudenschwager: Zur Kulturpolitik der CDU 1945–1952
- 176 Gerhard Fischer: Wir haben die Geschichte der DDR mitgeschrieben
- 177 Wolfgang Heyl: Was unsere Parteigeschichte lehrt
- 178 Wladimir Petrowitsch Grenkow: In Freundschaft verbunden
- 179 Carl Ordnung: Christen im Ringen um eine bessere Welt – Zum Selbstverständnis der Christlichen Friedenskonferenz
- 180 Günter Wirth: Karl Liebknecht über Christentum und Kirche
- 182 Werner Wünschmann: Kulturvoll leben – staatsbewußt handeln
- 183 Werner Wünschmann: Für die sozialistische Bildung und Erziehung der jungen Generation
- 184 Der Auftrag der Tschechoslowakischen Volkspartei
- 185 Wladimir Petrowitsch Grenkow: Auf der Hauptstraße der Weltgeschichte – Zum 50. Jahrestag der Gründung der UdSSR
- 186 Gerald Götting: Politisch-ideologische Arbeit – Hauptfeld unseres Wirkens
- 187 Hans-Joachim Beeskow: An der Seite der jungen Arbeiterklasse – stud. theol. et phil. Edmund Monecke – Ein Beitrag zum 125. Jahrestag der bürgerlich-demokratischen Revolution 1848/49
- 188 Gerhard Fischer: Wachsende Führungsrolle der Arbeiterklasse – höhere Mitverantwortung im Bündnis
- 189 Ulrich Fahl: Der gesellschaftliche Auftrag der CDU und seine Verwirklichung durch die Ortsgruppen und Kreisverbände der Partei
- 190 Prof. Dr. rer. oec. habil. Harald-Dietrich Kühne: Gemeinsamkeit in Weg und Ziel
- 191 Wolfgang Heyl: Orientierungspunkte unseres 13. Parteitages
- 192 Dr. Siegfried Krügel: Gesandt in die Welt – Aspekte der ökumenischen Profilierung des Luthertums während der letzten 50 Jahre
- 193 Gerald Götting: Sozialistische Außenpolitik entspricht den Lebensinteressen der Völker
- 194 Wolfgang Heyl: Erlebnisse und Ergebnisse – Zum Weltkongreß der Friedenskräfte

Verkaufspreis 0,50 M

Vertrieb an den Buchhandel durch Union Verlag (VOB), Berlin